

Heimatwelt



Mit Beiträgen von
Gemeindearchiv Weimar
Geschichtsverein Weimar

Heft Nr. 55/2020

Herausgeber:
Gemeinde Weimar (Lahn)

Redaktion: Michael Endter

Inhalt

Der Geschichtsverein Weimar feierte im September 2018 sein 20-jähriges Jubiläum von Otto Weimar	3
Weimarer Dörfer – ihre Geschichte und deren künftige Vermittlung von Siegfried Becker	4
Die Montanregion Weimarer Land – geoarchäologische Ausblicke auf die Lahnberge mit dem Lahntal bei Niederweimar von Mirko Runzheimer.....	14
Leben und Alltag unserer Vorfahren von Richard Pfeffer	22
Die Glocken in unserer Kirchengemeinde von Otto Weimar	24
Einzug von Lehrer Christoph Wagner in Roth von Otto Weimar	28
Das Trinkwasser in Wenkbach von Otto Weimar	29
Lebenserinnerungen der Else Amsler von Otto Weimar	30
Kleine Mitteilungen	
Zur Frage der Ersterwähnungen von Kehna und Niederweimar (S. Becker)	10
Rübsamen-Handel 1739 (S. Becker)	11
Leiterhäuser (S. Becker)	11
Warum nennen wir die Kraniche „Schneegänse“? (S. Becker)	20
Der Wachtelschlag (S. Becker)	25
Bücherschau	
Jahrbuch 2020 Landkreis Marburg-Biedenkopf	32

Der Geschichtsverein Weimar feierte im September 2018 sein 20-jähriges Bestehen

Ein Rückblick
von Otto Weimar

Den Anstoß zur Gründungsversammlung des Geschichtsvereins gaben damals Bürgermeister Karl Krantz und verschiedene Bürger aus den Ortsteilen. Nach etlichen Gesprächen und Treffen wurde der Geschichtsverein am 16. September 1998 im Bürgerhaus Wenkbach von neun Personen aus der Gemeinde gegründet. Es sollte ein Geschichtsverein für alle Ortsteile werden. Der Name sollte heißen „Geschichtsverein Weimar.“ Sein besonderes Anliegen ist, die allgemeine Heimatgeschichte zu erforschen, um sie so weit wie möglich für die Nachwelt zu erhalten. In unseren „Heimatswelt“-Heften, die wir zusammen mit der Gemeinde herausgeben, wollen wir das Geschichtliche der Öffentlichkeit zugänglich machen. Die „Heimatswelt“-Hefte wurden 1977 von unseren Heimatforschern Herbert Kosog und Heinrich Ehlich ins Leben gerufen. Heinrich Ehlich war lange Jahre für das Herbert-Kosog-Archiv und das Bild-Archiv der Gemeinde zuständig. Er wurde im April 2007 verabschiedet. Sein Nachfolger Hans Schneider hat das Archiv bis zu seinem Tod am 1. Mai 2017 verwaltet.

Die alte Schule in Niederwalgern wurde im Rahmen der Dorferneuerung renoviert und steht dem Geschichtsverein für Treffen und Ausstellungen zur Verfügung. In den 20 Jahren haben wir etliche Ausstellungen in der alten Schule in Niederwalgern der Öffentlichkeit vorgestellt. Eine interessante Ausstellung war „Alte Postkarten“ aus unseren Ortsteilen, bei der wir ca. 100 alte Postkarten zeigen konnten. Besonderes Interesse hatten die Besucher an den Postkarten vom Waldschlösschen bei Argenstein, das 1971 beim Ausbau der B3 abgerissen wurde. Auch einen Sonntag der offenen Kirchen, am 17. September 2006, haben wir in der Gemeinde Weimar angeregt. Dies wurde von den Kirchengemeinden umgesetzt und von den Einwohnern der Gemeinde und im Landkreis gut angenommen. Etliche Heimatkalender mit Bildern aus unseren Ortsteilen haben wir unseren Einwohnern angeboten. Unser größtes Projekt, das wir angeregt haben, war die Geschichte der „Gemeinde

Weimar“. Wir konnten, dank Prof. Dr. Siegfried Becker, den Historiker Dr. Johannes König gewinnen, der die Entstehung und den Aufbau der Gemeinde Weimar von 1971 bis 1974 historisch und lehrreich dargestellt hat. Zum 40-jährigen Jubiläum der Gemeinde „Weimar (Lahn)“ am 1. Juli 2014 konnte die Chronik in einer Feierstunde der Öffentlichkeit vorgestellt werden.

Im September 2018 konnte der Geschichtsverein in der alten Kirche in Niederweimar zu seinem 20-jährigen Jubiläum viele Bürger aus unserer Gemeinde begrüßen. Bürgermeister Peter Eidam dankte den Mitgliedern des Geschichtsvereins für ihre Arbeit in all den Jahren und wünschte für die Zukunft alles Gute, auch, dass der Verein noch lange bestehen kann. Siegfried Becker hielt einen Vortrag über „Weimarer Dörfer, ihre Geschichte und deren künftige Vermittlung“. Danach zeigte Karl Krantz einen Film über „Weimar gestern und heute“, den er für den Geschichtsverein zusammengestellt hatte.

Unser Wunsch für die Zukunft wäre, dass junge Menschen mehr Interesse an der Geschichte unserer Gemeinde zeigen würden. Unsere Dörfer, die Landschaft, verändern sich so schnell – was heute geschieht, ist morgen schon Geschichte. Dies alles sollte für die Nachwelt festgehalten werden. Am Ende unserer Feier konnten wir mit unseren Gästen mit einem Glas Sekt anstoßen und es gab interessante Gespräche.

Anmerkung der Redaktion: Otto Weimar, der den Geschichtsverein Weimar seit dessen Gründung als Vorsitzender leitete, ist am 2. Januar 2020 in Marburg verstorben. Wir stellen diesen Rückblick, den er anlässlich der Jubiläumsfeier auf 20 Jahre Geschichtsverein Weimar richtete, als sein Vermächtnis für die weitere Arbeit unseres Vereins diesem Heft der „Heimatswelt“ voran. Statt eines Nachrufs verweisen wir auf die Würdigung, die ihm Hans Schneider zum zehnjährigen Jubiläum des Geschichtsvereins 2008 im Heft 44 der „Heimatswelt“ gewidmet hat.

Weimarer Dörfer – ihre Geschichte und deren künftige Vermittlung

*Vortrag zum Jubiläum des Geschichtsvereins Weimar (Lahn) am 14. September 2018
von Siegfried Becker*

In der Geschichte der Dörfer unserer Gemeinde Weimar (Lahn), die im Rahmen der hessischen Gebietsreform 1974 gegründet wurde, spiegelt sich gewissermaßen die hessische Geschichte im Kleinen wider. Auch wenn ich mich in diesem Vortrag vor allem mit der Frage einer künftigen Vermittlung von Geschichte befassen will, sollen doch zunächst die Potentiale aufgezeigt werden, die eine solche Geschichte im Kleinen mit ihrem Blick aufs Nahe, aufs scheinbar Vertraute, für die große Geschichte bietet, für die Landesgeschichte wie für darüber hinausgreifende Aspekte der europäischen Geschichte.

Da ist zunächst die gesamte lange Spanne der Vor- und Frühgeschichte, die mit den aufsehenerregenden Funden in der Lahnaue im Archäologischen Freilichtmuseum Zeiteninsel abgebildet wird. 1994 entdeckte der Geograph Ralf Urz im Rahmen der Untersuchungen zu seiner Dissertation zur Rekonstruktion vergangener Flußlandschaften Fundstellen aus der mittleren Steinzeit in der Lahnaue bei Niederweimar – ganz unspektakuläre Funde, und doch bestätigen sie, dass bereits am Beginn des Holozän, also am Ende der letzten Eiszeit, Menschen durchs Lahntal zogen. Damit reichen die archäologisch nachgewiesenen menschlichen Spuren bis in die Zeit um 9.000 v. Chr. zurück – der Standort des Archäologischen Freilichtmuseums Zeiteninsel ist also gut gewählt, denn 11.000 Jahre anthropogene Spuren und Besiedlung in unserer Region, damit auch die Beeinflussung der Umwelt durch den Menschen, können darin vermittelt werden.

Auch die Besiedlung des Lahntals lässt sich durch die archäologischen Grabungen sehr gut nachvollziehen und auf der „Zeiteninsel“ darstellen. Dichtere Befunde aus der Jungsteinzeit zeigen erste Siedlungsspuren. Auf einen ungewöhnlichen Befund aus der Zeit der Linearbandkeramik haben jüngst die Archäologen Hans-Christoph Strien und Christa Meiborg aufmerksam gemacht: im Grabungsbereich der Kiesgrube Weimar wurde eine verfüllte Baumwurfgrube entdeckt – es könnte also eine frühe Müllgrube gewesen sein, in der die Menschen der Jungsteinzeit ihren Abfall entsorgten. Reste von verzierten Gefäßen, Grobkeramik, Bruch-

stücke von Mahl- und Schleifsteinen sowie Steinklingen (Sicheln) wurden geborgen. Die verzierten Scherben ermöglichen eine genaue Datierung in die zweite Hälfte der jüngsten Bandkeramik um 4950 v. Chr. (also vor fast 7000 Jahren!); sie ergänzen die Befunde aus Siedlungsstätten und weisen auf den Getreidebau (Sicheln) und die Getreideverarbeitung (Mahlsteine) hin. Der Befund zeigt aber auch Aktionsräume der Menschen über die nachweisbaren Siedlungsspuren hinaus – hier sind menschliche Artefakte nicht nur innerhalb der Hausgrundrisse und in deren Nähe greifbar, sondern auch abseits davon, und sie zeigen, dass Landschaft nicht nur als Jagdrevier und zunehmend als ackerbauliche Nutzfläche erschlossen wurde, sondern die Menschen auch ihren Abfall darin deponierten (und wir entdecken darin sofort eine wichtige Fragestellung auch an die jüngste Geschichte der letzten 70 Jahre: warum nicht einmal der Abfallentsorgung in unseren Dörfern nachgehen, den wilden Mülldeponien und dem Prozess zunehmender staatlicher Regelung und den sie begleitenden Protesten).

Nach dem imposanten Haus der Rössener Kultur, das die Zeit um 4500 v. Chr. abbildet, entstehen gegenwärtig weitere Gebäude aus der römischen Kaiserzeit. Keltische Siedlungsspuren finden sich sehr zahlreich auf dem nahen Dünsberg, der mit seinem mächtigen und landschaftsprägenden Kegel auch von Niederweimar her gut zu sehen ist. Der Blick auf den Dünsberg zeigt uns, dass wir uns davor hüten müssen, eine Siedlungskontinuität im Lahntal anzunehmen. Zwar lassen sich Jahrtausendlang menschliche Siedlungsspuren nachweisen, die belegen, dass sich über nahezu 11.000 Jahre Menschen hier aufgehalten haben, aber diese Menschen kamen und gingen, Häuser wurden errichtet und verfielen wieder, Kulturen entstanden und verschwanden wieder.

Ob das Lahntal wirklich dauerhaft besiedelt war, wissen wir nicht. Außer den Überresten dieser Kulturen, die wir aus der Erde bergen können, sind uns keine Überlieferungen erhalten. Mit diesen archäologisch erschlossenen Spuren kann Vor- und Frühgeschichte bis ins Mittelalter hinein vermittelt werden. Dies wird künftig auf der Zeiteninsel professionell ge-

schehen. Der Frage nach der künftigen Vermittlung von Geschichte für die Epochen danach aber wird sich auch weiterhin der Geschichtsverein annehmen müssen, und dies ist, zumal die Quellen reichlicher fließen, erst recht eine spannende und ergiebige Aufgabe.

Seit dem frühen Mittelalter mit seinen Klostergründungen, die mit ihren Urkunden die ersten Erwähnungen unserer Dörfer liefern, lässt sich eine wirkliche Siedlungskontinuität nachvollziehen. Im späten 8. Jahrhundert nach Christus waren die Dörfer schon vorhanden, die auch heute noch bestehen: Allna, Walgern und Lohra (das später als Gerichtsort auch für einige unserer Dörfer bedeutsam wurde); ihre Namen sind in der Abschrift des Lorscher Codex genannt, des Urkundenbuches der Reichsabtei Lorsch am Rhein. Aus Allna und Niederwalgern sind uns auch die ersten Bewohner unserer Dörfer namentlich überliefert – Hildegund, eine Witwe aus Allna, mit ihrer Tochter Mechthild, Hermann, Walter und Hartmann, aus Niederwalgern Theoderich mit seinem Sohn Hermann, Guda, die Mutter, Irmentrud und Gertrud. Wir finden sie in den Elisabethmirakeln, den Wunderprotokollen vom Grab der heiligen Elisabeth von Thüringen in Marburg. In der Geschichte unserer Dörfer spiegelt sich also die Geschichte des Mittelalters im heutigen hessischen Raum.

Aber auch die Geschichte der frühen Neuzeit mit der territorialen Zersplitterung der Landgrafschaft Hessen finden wir darin (in den drei Dörfern des Schenkisch Eigen etwa) – und die Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts, die mit der Integration von Flüchtlingen nach 1945, aber auch mit der Gebietsreform ein Zusammenwachsen heterogener historischer Strukturen, unterschiedlicher Erinnerungen und Identitäten erforderlich machte, eine Aufgabe, die sich in der politischen Förderung eines Landesbewusstseins dort und eines Kommunalbewusstseins hier abzeichnete.

Wie konnten diese Aufgaben geleistet werden? Wie die Integration der Flüchtlinge, aber auch der verschiedenen Landesteile unterschiedlicher territorialer und staatlicher Herkunft im Bundesland Hessen nach 1945, musste auch nach der hessischen Gebietsreform 1974 für die in den neuen Großgemeinden zusammengeschlossenen Orte ein kommunales Bewusstsein erst entwickelt und gefunden werden: Verträge werden mit einem Federstrich unterzeichnet, aber bis zusammenwächst, was zusammengehören soll, vergeht oft viel Zeit.

Integration ist erfolgreich über die konsensfähige Bewältigung aktueller und künftiger politischer Aufgaben, aber dies ist nicht alles. Für die Herausbildung eines Kommunalbewusstseins spielt immer auch der Rückblick auf die Geschichte eine Rolle, eine Vergewisserung des Herkommens, die jedoch keineswegs nur eine affirmative Überlieferung der Erinnerungen, der anekdotischen Unterhaltung sein und bleiben darf, sondern sich immer auch kritisch mit der Vergangenheit auseinandersetzen muss, um aus der Geschichte zu lernen – eine Aufgabe, die uns gerade heute wieder bewusst wird, wo Geschichtsklitterung und affirmative Berufung auf vermeintliche Heimatwerte wieder bis in die Parlamente von Bund und Ländern Einzug halten.

Bürgermeister Karl Krantz hatte, als er mit großem politischen Gespür und Geschick daranging, aus selbständigen Dörfern eine neue politische Gemeinde zu formen, das große Glück, dass er jemanden hatte, der diese Aufgabe des Rückblicks in die Hand nahm, aus den Lokalgeschichten der ehemals selbständigen Dörfer eine gemeinsame, vergleichende und integrierende, aber doch auch die Eigenheiten der Ortsteile wahrende und respektierende Geschichte zu erstellen: Herbert Kosog, der als Lehrer im Ruhestand nach Niederweimar gezogen war, fand eine erfüllende Betätigung darin, das aus den Ortsteilen übernommene Archivgut zu ordnen und zu verzeichnen, die Geschichte, das Gedächtnis der ehemals selbständigen Dörfer in einem Gemeindearchiv zusammenzufügen. Und er beließ es nicht dabei, sondern begann, seine Aufzeichnungen aus dem Gemeindearchiv und aus dem Staatsarchiv mitzuteilen, zunächst im Mitteilungsblatt der Gemeinde, seit 1977 in regelmäßiger Folge dann in einer eigenen Geschichtsbeilage, unserer Zeitschrift „Heimatswelt“, die noch heute erscheint.

Kosog starb 1983. Seine Leistungen in der Ordnung und Betreuung des Gemeindearchivs und der kontinuierlichen Veröffentlichung sorgfältiger Quellenauswertung sind in der Benennung des Gemeindearchivs nach ihm gewürdigt worden. Sein langjähriger Mitstreiter und Illustrator der „Heimatswelt“, Heinrich Ehlich, hat noch etliche Jahre aus den hinterlassenen Aufzeichnungen Herbert Kosogs die „Heimatswelt“ gefüllt und damit ihr kontinuierliches Erscheinen ermöglicht. Aber diese Quelle begann zu versiegen. Wie konnte nun die Lücke geschlossen werden? Brauchte man überhaupt noch Geschichte, um für die Zukunft gerüstet zu

sein? Es ist wiederum Bgm. Karl Krantz zu verdanken, dass er im breiten, mit gesellschaftlicher Differenzierung und wirtschaftlichen Krisen wachsenden Spektrum kommunalpolitischer Aufgaben sehr wohl die Bedeutung einer gründlichen historischen Arbeit vor Ort gesehen hat und die Anregung gab zur Gründung eines Geschichtsvereins.

Dieser Verein, der heute sein 20-jähriges Bestehen feiert, also 1998 gegründet wurde, hat seitdem die „Heimatswelt“ erarbeitet, die von der Gemeinde herausgegeben wird. Sie ermöglicht damit eine gründliche und mit der Einstellung aller Hefte auf der Homepage der Gemeindeverwaltung auch für alle interessierten Bürgerinnen und Bürger einsehbare Dokumentation der Geschichte unserer Weimarer Dörfer. Mit den Vorarbeiten in dieser kleinen, aber nun schon seit über 40 Jahren kontinuierlich erscheinenden lokalgeschichtlichen Zeitschrift wurde es auch ermöglicht, dass zu den Ortsjubiläumsfeiern einiger Dörfer fundierte Chroniken erstellt werden konnten. Und dieser Fundus wird auch bleiben für die Zukunft.

Anlässe, Jubiläen zu feiern – und sie zu nutzen, um in die Geschichte unserer Dörfer zurückzublicken – haben wir in den nächsten Jahren und Jahrzehnten genug; ob sie genutzt werden, liegt an den Ortsteilen, ihren Ortsbeiräten, Bürgerinnen und Bürgern, die darüber entscheiden müssen, ob und wie sie Jubiläen der ersten Erwähnungen ihrer Dörfer begehen wollen.

Niederweimar hat zwar 2013 ein Jubiläum 875-Jahre gefeiert, doch gibt das Historische Ortslexikon eine erste sichere Nennung als *Wimer inferior* erst 1294 an, so dass 2019 eine 725-Jahrfeier, **2044** dann 750 Jahre gefeiert werden könnten. **Germershausen**, das ja als selbständiger adliger Hof erst 1928 nach Oberweimar eingemeindet wurde, kann **2024** auf 700 Jahre seiner ersten Erwähnung zurückblicken, **Kehna** hat 2016 bereits 875 Jahre gefeiert, doch wäre nach dem Historischen Ortslexikon **2025** eine 775-Jahrfeier, **2050** eine 800-Jahrfeier möglich; wie bei Niederweimar scheint also das Jahr der Ersterwähnung fraglich zu sein. Zu den Ersterwähnungen der beiden Dörfer ist daher unten eine Kleine Mitteilung angefügt. **Oberweimar** hat 2009 850 Jahre seit seiner ersten Erwähnung gefeiert, **2034** wäre Gelegenheit zur 875-Jahrfeier, zu der dann auch eine Chronik erstellt werden könnte. **Nesselbrunn** kann **2033** 675 Jahre feiern, **Weiershausen 2035** 750 Jahre, **Stedebach 2060** seine 800-Jahrfeier, mithin **2035** 775 Jahre.

Alle bisher genannten Orte – Niederweimar, Germershausen, Kehna, Oberweimar, Nesselbrunn, Weiershausen und Stedebach – haben noch keine Ortschronik. Sie könnten also überlegen, ob sie zu den in näherer oder weiterer Zukunft anstehenden Ortsjubiläen eine Chronik erstellen wollen. Ich habe daher auch die „krummen“ Jubiläumszahlen 875 und 775 Jahre genannt, weil sie – wie in Niederwalgern 2010 – Gelegenheit böten, eine solche Ortschronik zu erarbeiten.

Ortschroniken liegen dagegen bereits vor für die Orte: **Wolfshausen** 1974 (damals von Pfr. Friedrich Mohn erstellt und zur 700-Jahrfeier nachgereicht) – **2069** könnte Wolfshausen seine 800-Jahrfeier und somit 2019 seine 750-Jahrfeier begehen. Die drei Dörfer im ehemaligen Gericht Schenkisch Eigen haben ihre Jubiläumsfeiern bereits begangen und mit Ortschroniken gekrönt: **Roth** 2002, **Wenkbach** 2002 und **Argenstein** 2007. **Allna** hat 2007 (1200 Jahre) und **Niederwalgern** 2010 (775 Jahre) gefeiert; beide Orte haben Ortschroniken vorgelegt, die in der neuen Reihe „Historische Schriften der Gemeinde Weimar/Lahn“ erschienen sind.

Diese neue Schriftenreihe wurde im Jahr 2009 in Gemeindeverwaltung und Gemeindevertretung der Gemeinde Weimar beraten und beschlossen. Wolfshausen, Roth, Wenkbach und Argenstein hatten bereits eigene Chroniken zu ihren Ortsjubiläen vorgelegt, in denen die Geschichte ihrer Dörfer dargestellt worden war – daher wurde auch die Frage aufgeworfen: warum noch eine eigene, von der Gemeinde protegierte Schriftenreihe, wenn doch bereits vier selbstverantwortete Ortsteil-Chroniken vorlagen? Für die Antwort darauf muss ich etwas weiter ausholen.

Geschichte ist immer Konstruktion von Erinnerung – weil wir sie nie ganz, sondern nur in kleinen Ausschnitten abbilden können, müssen wir auswählen, hervorheben, weglassen, interpretieren. Geschichtsschreibung steht daher immer in aktuellen Kontexten – das, was uns heute an der Geschichte wichtig erscheint, wird aufgeschrieben. Dass in den letzten Jahren und Jahrzehnten in Hessen so viele Ortsjubiläen gefeiert wurden (selbst wenn es einmal keine geraden, „runden“ Jubiläen waren wie die 775-Jahrfeier in Niederwalgern und die 675-Jahrfeier in Argenstein) und so viele Ortschroniken geschrieben wurden, hat nicht nur mit den Ersterwähnungen zu tun. Denn Jubiläumsfeiern können zwar in zeitlicher Nähe zueinander liegen (wie Allna 2007 und Niederwalgern 2010),

doch zwischen den Ersterwähnungsurkunden, auf die sich die Veranstaltungen berufen, können Jahrhunderte liegen: Allna ist erstmals im Lorscher Codex 807 genannt und Niederwalgern in den Mirakelprotokollen der Hl. Elisabeth 1235. Oder die Jubiläen beziehen sich auf dieselben oder doch in ihrer Provenienz zusammenhängende Quellen wie die Ersterwähnungen der drei Dörfer Roth, Wenkbach und Argenstein im Schenkisch Eigen, das einmal zur Vogtei Fronhausen der Reichsabtei Essen gehörte. Es sind also zufällige Gründe, die zur Häufung der Anlässe für Ortsjubiläen führen.

Nicht zufällig ist, dass all diese ehemals selbständigen Dörfer in der hessischen Gebietsreform 1974 zu größeren Gemeinden zusammengefasst wurden. Damit sind Grenzen, die einmal Kirchturm, Dorf und Gemarkung umgaben, im politisch-administrativen Alltag weniger wichtig geworden – doch sie sind nicht verschwunden. Das zeigen uns die vielen Grenzgänge, die zu den Jubiläumsfeiern oder auch alljährlich in den Dörfern stattfinden (wie jetzt wieder in Wolfshausen), Grenzgänge, in denen diese alten Gemarkungsgrenzen abgeschieden werden, in denen also auch eine Identität der Orte beschrieben wird, die an die Zeit vor der Gebietsreform erinnert. Wie die Grenzgänge zu den Ortsjubiläen sind auch die Ortschroniken Vergewisserungen einer eigenen kommunalen Geschichte, eine historische Legitimation gegenwärtigen Zusammenlebens – eine Vergewisserung der Vergangenheit ehemals selbständiger Gemeinden.

Das Schreiben lokaler Geschichte hat also möglicherweise auch etwas mit der Gebietsreform zu tun – es ist vielleicht eine späte Antwort darauf, ein Widerhall, wie es vor längerer Zeit die Rückkehr der großgeschriebenen Ortsnamen auf den Ortsschildern oder jüngst die Rückkehr der alten KFZ-Kennzeichen war. Andreas Bimmer hat bereits 1984 in einem Abriss zu neuen Aufgaben volkskundlicher Regionalforschung in Hessen nach der Gebietsreform aufmerksam gemacht auf die nach der Reform oft gesteigerten Binnenaktivitäten in den Ortsteilen in Form von Ortsteilfesten und Straßenfesten, in denen sich eine bewusste und offene Abgrenzung gegenüber der Hauptgemeinde manifestierte. Vor allem Vereine wurden in den Ortsteilen zu Trägern der Identitätsbildung und -tradierung, und die Teilnahme an den überregionalen Wettbewerben „Unser Dorf soll schöner werden“ trug nicht selten Züge einer ostentativen Demonstration kommunalen Eigensinns

(im aktuellen Mitteilungsblatt ist der bebilderte Bericht zur Feier des Landesentscheid-Gewinns „Unser Dorf hat Zukunft“ beredtes Beispiel dafür).

Es verwundert daher nicht, dass in den späten siebziger und achtziger Jahren ein Begriff wieder neu diskutiert wurde, der längst als verstaubt, belastet, abgelegt galt, und der schließlich mit der Filmreihe von Edgar Reitz nicht nur im intellektuellen Diskurs, sondern auch in einer breiten Öffentlichkeit wieder platziert werden konnte: „Heimat“. Neu diskutiert wurde er, weil die kritische Reflexion der deutschen Geschichte ihn dekonstruiert, ihn seiner Inanspruchnahme für politische Indoktrination im deutschen Nationalismus und Faschismus überführt, aber auch die Fluchtwelten der Unterhaltungsfilm nach 1945 (den deutschen Heimatfilm) hinterfragt hatte. Und nun wurden in einer Gesellschaft, die sich modern, aufgeklärt, weltoffen gab, Region und Gemeinde wieder wichtig – und es musste das Verständnis dafür wachsen, dass das Bedürfnis nach Heimat als Antwort auf Fremderfahrungen entsteht, auf Zerrissenheitsgefühle im Ineinandergreifen von Alltäglichkeit und Außeralltäglichkeit in einer sich rasch modernisierenden Gesellschaft. Mit dieser neuen Wahrnehmung einer psychologischen Bedeutung von Heimat in gesellschafts- und kulturwissenschaftlichen Diskursen setzte sich auch die Erkenntnis durch, dass es „die Heimat“ nicht gibt, sondern Heimat immer eine Bezugsgröße der individuellen Erinnerung ist, an der wir Verluste messen – jene Nähe, die erst aus den Erfahrungen der Ferne und der Fremde gesucht und geschaffen wird. Ulrike Hass hat dies einmal schön formuliert in dem Titel „Die Heimat flieht, wir hinterher“ und damit das Gefühl der Ungeborgenheit angesprochen, das nie erfüllt werden kann, solange eine Sehnsucht nach Vertrautheit und Nähe bleibt und nicht durch tätige Aneignung gestillt werden kann. Darum konnte auch die Unzufriedenheit über den Verlust kommunaler Eigenständigkeit nie ganz nivelliert werden, denn die Erfahrung einer Aufhebung von Grenzen der überschaubaren Welt setzte sich fort in einer immer stärker vernetzten Welt ökonomischer Strukturen, aber auch einer zunehmend individualisierten Gesellschaft, in der die regionalen und lokalen Bezugsgrößen, die Heimatinszenierungen, wieder zur Kompensation dienen konnten. In diese Heimatinszenierungen werden sich auch künftig die Ortsjubiläen und Ortschroniken einfügen, sie sind Vergewisserungen eines lokalen

Horizonts, der noch immer in den Ortsteilen, in den Dörfern und nicht in der Großgemeinde beschrieben wird.

Diese notwendige kritische Perspektive auf das Heimatbuch soll den Wert der Ortschroniken keineswegs schmälern. Sie ermöglichen, gerade auch in der Kooperation zwischen wissenschaftlicher, insbesondere landesgeschichtlicher und volkskundlicher Forschung und den engagierten Autorinnen und Autoren vor Ort, eine enge Verknüpfung von ortskundigen und methodisch-sachkundigen Kompetenzen, und sie erlauben zudem der Forschung, in der Auswertung der dichten Quellenüberlieferung auf der untersten administrativen Ebene wissenschaftliche Theorien zu überprüfen.

Heimatbücher aus der Feder eines einzelnen Autors, wie sie in den fünfziger und sechziger Jahren noch häufig waren und meist von Lehrern oder Pfarrern im Ruhestand geschrieben wurden, sind in den letzten Jahrzehnten selten geworden – heute geht die Initiative zur Erarbeitung von Ortschroniken meist von mehreren Personen aus, meist gebündelt über die politischen Vertreterinnen und Vertreter der Ortsteile. Dahinter steht in der Regel der Wunsch, ein gehaltvolles und repräsentatives Buch zu erstellen, das gemeinsam erarbeitet werden, damit auch integrativ wirken und die Identifikation mit dem Ort fördern soll. Auch damit setzt das Heimatbuch Strategien der lokalen Identitätsbildung nach 1974 fort.

So hat Gisela Riescher 1988 in ihrer politikwissenschaftlichen Untersuchung zu den Reaktionen auf die Kommunalreform in Bayern aufzeigen können, dass die zahlreichen Protestformen, die oft mit radikaler Hartnäckigkeit geführte Verteidigung der lokalen politischen Gemeinwesen, keineswegs mit demokratischen Defiziten der Reform erklärt und demokratietheoretischen Folgeproblemen zugewiesen werden konnten, wie es in der politikwissenschaftlichen Literatur bis dahin versucht wurde. Sie konstatierte darin die große Bedeutung psychischer Ortsbezogenheit und den kommunalen Raum als Ort sozialer wie individueller Identitätsfindung, der von den politischen Instanzen mit Umsicht und Weitsicht berücksichtigt werden müsse: Kommunalpolitik bedarf daher gerade in den seit der Gebietsreform größer gewordenen, aber auch fraktionierteren Gemeinden einer ständigen Reflexion der Einbindung, der Wechselbeziehung von Inklusion und Exklusion, um ortsteilspezifisches Denken und Handeln integrieren zu können.

Dass „Heimat“ identitätsstiftend wirken kann und soll, hat damals durchaus im Interesse der Großgemeinde vorausschauend Herbert Kosog reflektiert, als er der „Heimattwelt“ ihren Titel gab. Wenn auch in antiquierter grafischer Gestaltung, war damit ein Fundus geschaffen, aus dem später die entstehenden Ortschroniken wieder schöpfen konnten – die Heimatinszenierungen profitieren also von diesem kleinen Projekt der Großgemeinde in nicht geringem Maße. Warum soll diese Rezeption nicht wieder rückgebunden werden durch Integration in Projekte der Großgemeinde?

Wenn das Schreiben lokaler Geschichte, wenn die zumeist umfangreichen Ortschroniken eine indirekte Antwort auf die Gebietsreform, auf die Gründung größerer kommunaler Einheiten sind und wenigstens in Buchform eine Identität der kleineren Ortsteile beschrieben und bestätigt werden soll – ist es dann nicht sinnvoll, diese Ortschroniken einzubeziehen in eine gemeinsame Schriftenreihe, wie es viele Städte bereits erfolgreich umgesetzt haben? Zeigt nicht die Gemeinde mit dem gemeinsamen Dach einer Schriftenreihe, dass ihr die Geschichtspflege in den Ortsteilen wichtig ist, dass sie die Besonderheiten lokaler Geschichte und Gesellschaftsstrukturen respektiert, dass sie statt hegemonialer Attitüden (wie es die frühen Ortsschilder nach der Gebietsreform mit den Namen der Großgemeinden ausdrückten) auf das Gleichgewicht der großen und kleinen, der zentralen und peripheren Ortsteile setzt?

Und ermöglicht diese Reihe nicht zugleich, die übergreifenden (und die notwendigen) Themen aufzunehmen: sollten nicht die großen Themen der Zeitgeschichte weiter aufgearbeitet werden, wie es mit dem Band zur Gebietsreform bereits geschehen ist? Es wäre interessant, den Auswirkungen gesellschaftlicher Krisen und Umbrüche in den sozialstrukturell so unterschiedlichen Dörfern nachzugehen, den Auswirkungen der Massenverelendung im Vormärz vor der Revolution 1848, den Auswirkungen der Wirtschaftskrise in der Weimarer Republik und ihrem Niederschlag in den Wahlergebnissen zur Zeit der Präsidialkabinette, den Entscheidungen, Fanatisierungen und Verweigerungen im Nationalsozialismus; die Aktenüberlieferung aus der NS-Zeit, insbesondere die für die Lokalgeschichte gehaltvollen Spruchkammerakten, werden jetzt nach und nach zugänglich. Ist es nicht an der Zeit, das Erinnern an den Holocaust nach 1945 auch in den Dörfern der Gemeinde Weimar gründlich zu recherchieren

und zu dokumentieren? Es wäre auch wichtig, den Spuren der vielen, vielen Zugewanderten nachzugehen, die über die Jahrhunderte hin in unsere Dörfer kamen, als Händler, Handwerker, Glaubensflüchtlinge, als Ost- und Zwangsarbeiter. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges musste in den Dörfern der heutigen Gemeinde Weimar wie in fast allen hessischen Dörfern eine große Zahl an Menschen integriert werden, was auch zu einer konfessionellen Differenzierung beitrug – die Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen, aber auch die Konflikte, Not-situationen und Überlebensstrategien sollten einmal aufgeschrieben werden. Nicht erst mit der Zuwanderung seit der EU-Osterweiterung erfuhren viele Dörfer eine erhebliche Ausweitung ihrer Siedlungsstruktur. All den vielen Menschen, die in den letzten Jahren und Jahrzehnten hierher gekommen sind und sich hier niedergelassen haben, können und sollten wir auch die Möglichkeit geben, sich mit ihren Wohnorten und ihrer Geschichte zu beschäftigen.

Damit komme ich zu Überlegungen für die weitere Erarbeitung und die künftige Vermittlung der Lokalgeschichte. Wenn beides erfolgreich sein soll, wenn wir jüngeren Generationen Zugänge zur Geschichte erleichtern und ermöglichen wollen, dann müssen wir ihre Vermittlung den neuen Rezeptionsgewohnheiten anpassen. Junge Leute lesen sich – leider! – nicht mehr durch dicke Bücher. Sie sind geübt darin (konditioniert, könnte man sagen), auf Suchfragen prompt und knapp informiert zu werden. Die Generation Google tippt Begriffe ein und erwartet Antwort und Auskunft, und diese Antworten und Auskünfte müssen wir bereitstellen. Ich will hier nicht problematisieren, dass damit auch Nachteile verbunden sind, dass Fähigkeiten zum Kontextualisieren, zum Hinterfragen und Einordnen verloren gehen können, und ich will die neuen Rezeptionsgewohnheiten in audiovisuellen Medien auch keineswegs pessimistisch sehen, zumal sie sich eh nicht ändern lassen. Wir müssen, wenn wir weiter Geschichte vermitteln, dafür Interesse wecken wollen, die Geschichte such- und findbar aufbereiten. Die Anfänge dazu sind gemacht. Die „Heimatswelt“, so antiquiert ihre Titelgestaltung wirken mag, ist seit vielen Jahren online abrufbar, sie ist findbar (sogar über das Bibliotheks-Recherchesystem OPAC der Marburger Universitätsbibliothek), und sie ist damit moderner als manche wissenschaftliche Zeitschrift, die nur in der Printversion erscheint.

Das heißt nicht, dass sie nicht noch verbesserbar wäre, um zukunftsfähig zu werden. Was meine ich damit? Mittlerweile sind, ohne die Sonderhefte mitzuzählen, 54 Hefte der „Heimatswelt“ erschienen, das ist eine stattliche Zahl, und diese Hefte sind, mal mehr, mal weniger, auch recht gehaltvoll, sie bieten Material für manchen ersten Einstieg in die Geschichte eines Ortes, und auch für manche weitergehende Recherche. Und sie sind Ausgangsbasis für die ein oder andere Ortschronik, die hoffentlich noch erarbeitet wird und die kleine Schriftenreihe fortsetzt. Nehmen wir einmal Weiershausen – 2035 stünde die 750-Jahrfeier an; zu einer Chronik finden sich schon hier und da Beiträge und Hinweise in der „Heimatswelt“, die jedoch nicht alle über das Gesamtinhaltsverzeichnis zu finden sind: Herbert Kosogs Bericht zur Katastervorbeschreibung im Lager-, Stück und Steuerbuch von Weiershausen finden wir zwar darin, aber nicht den Abgeordneten der kurhessischen Ständeversammlung Johann Peter Weber, auf den ich in einer Bücherschau aufmerksam gemacht habe. Wir müssen also den Gesamtfundus der „Heimatswelt“ über Suchbegriffe recherchierbar machen – ich muss „Weiershausen“ eingeben und dann zu den entsprechenden Artikeln hingeleitet werden können. Dies wäre für eine Außenwirkung des Geschichtsvereins – und auch der Gemeinde – sinnvoll.

Was aber kann und muss für die Arbeit im Geschichtsverein selbst getan werden? Es wird immer wieder mal die Frage gestellt: wer macht mit, wie können wir Menschen begeistern für Fragen an die Geschichte? Und wie können wir Bürgerinnen und Bürger aus jenen Ortsteilen einbinden, aus denen sich bisher keine Mitglieder im Verein engagieren, Ortsteile, die also gewissermaßen nicht vertreten, nicht ausgebildet sind.

Es gibt dafür eine seit uralter Zeit (und die Sprache verrät dies bereits) – eine seit uralter Zeit bewährte Weisheit: Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, dann muss der Prophet eben zum Berg gehen. Warum nicht einmal Vorträge anbieten – in Niederweimar, aber warum nicht auch einmal in Weiershausen oder Nesselbrunn? In Absprache mit Ortsvorstehern und Ortsbeiräten könnten auch einmal Dorfspaziergänge angeboten werden, ein Format, bei dem ich vielerorts – etwa in Kehna, in Seelbach, jüngst in Altenvers – die Erfahrung gemacht habe, dass viele Menschen dankbar sind, wenn sie auf Spuren der Geschichte in ihren Orten, an ihren Häusern und Höfen aufmerksam gemacht

werden und sich Zusammenhänge erschließen können.

Der Geschichtsverein ist nun 20 Jahre alt geworden. Das ist ein jugendliches Alter – das beste Alter überhaupt! Wer möchte nicht gerne nochmal 20 sein! Und die Aufgaben sind längst noch nicht erschöpft, nein, sie wachsen immer weiter an! Packen wir's also in jugendlicher Frische an und arbeiten weiter an der und für die Geschichte unserer Weimarer Dörfer!

Literaturnachweis (in Reihenfolge der Erwähnung): Ralf Urz: Prähistorische Jäger, Sammler und Ackerbauern im Lahntal. Naturwissenschaftliche Forschung auf der Großgrabung von Niederweimar. In: Denkmalpflege & Kulturgeschichte H. 3, 2008, S. 16-20. - Werner Schön: Mesolithische Fundstellen im Lahntal bei Niederweimar. In: hessen-Archäologie 2015, Jahrbuch für Archäologie und Paläontologie in Hessen, S. 29-32. - Regine Müller, Claudia Nickel: Der Dünsberg im Gleiberger Land. In: Denkmalpflege & Kulturgeschichte 2016, H. 3, S. 20-25. - Hans-Christoph Strien, Christa Meiborg: Ein ungewöhnlicher Befund der Linearbandkeramik aus dem Erweiterungsareal 2012 der Kiesgrube Weimar (Lahn). In: hessen-Archäologie 2014, Jahrbuch für Archäologie und Paläontologie in Hessen, S. 32-35. - Friedrich Mohn: Wolfshausen. Unser Heimatdorf in Vergangenheit und Gegenwart. Weimar (Lahn)-Wolfshausen 1974. - 700 Jahre Roth. Dorfgeschichte in Texten und Bildern 1302-2002. Weimar (Lahn)-Roth 2002. - Wenkbach. Geschichte und Geschichten 1302-2002. Weimar (Lahn)-Wenkbach 2002. - Argenstein an der Lahn, Argorstene oder Argozstene, Ortsteil der Gemeinde Weimar (Lahn) 1332-2007. Weimar (Lahn)-Argenstein 2007. - Von Essen nach Hessen. 850 Jahre Fronhausen 1159-2009. Fronhausen/Lahn 2009. - Die Zeit in Allna 807-2010. Beiträge zur Ortsgeschichte. (Historische Schriften der Gemeinde Weimar/Lahn 2) Weimar/Lahn 2010. - Niederwalgern 1235-2010. Ereignisse und Erinne-

runge aus 775 Jahren. (Historische Schriften der Gemeinde Weimar/Lahn 1) Weimar/Lahn 2010. - Johannes Koenig: Die Entstehung der Gemeinde Weimar (1971-1974). (Historische Schriften der Gemeinde Weimar 3) Weimar (Lahn) 2014; aus meiner Einführung in diesen Band sind Teile des vorliegenden Vortrags übernommen. - Andreas Bimmer: Neue Aufgaben der volkskundlichen Regionalforschung in Hessen im Anschluß an Raumplanung und Gebietsreform. In: Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte 30 (Neue Folge 15), 1987 (Referat, gehalten auf dem Symposium „Probleme regionaler Volkskultur“, Schwerin 1984). - Wilfried von Bredow, Hans-Friedrich Foltin: Zwiespältige Zufluchten. Zur Renaissance des Heimatgefühls. Berlin u.a. 1981. - Ulrike Hass: Die Heimat flieht, wir hinterher. In: Niemandland. Zeitschrift zwischen den Kulturen 1987, S. 2-12. - Wolfgang Schmidbauer: Das Leiden an der Ungeborgenheit und das Bedürfnis nach Illusionen. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde L/99, 1996, S. 305-320. - Hermann Bausinger: Heimat und Globalisierung. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LV/104, 2001, S. 121-135. - Heinz Schilling, Beatrice Ploch (Hrsg.): Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft. (Kulturanthropologie-Notizen 50) Frankfurt am Main 1995. - Christel Köhle-Hezinger: Heimatszenierungen. Beobachtungen zur ländlichen Geschichtskultur in der Gegenwart. In: Andreas Dornheim, Sylvia Greiffenhagen (Hrsg.): Identität und politische Kultur. Stuttgart 2003, S. 39-46. - Mathias Beer (Hrsg.): Das Heimatbuch. Geschichte, Methodik, Wirkung. Göttingen 2010. - Georg Fülberth: Ortschroniken und forschendes Lernen. In: Siegfried Becker (Hrsg.): Projektieren und Studieren. Berichte aus Forschung und Projektstudium. (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 40) Marburg 2006, S. 101-111. - Gisela Riescher: Gemeinde als Heimat. Die politisch-anthropologische Dimension lokaler Politik. (tuduv-Studien, Reihe Politikwissenschaften 21) 1988. - Konrad Köstlin: „Heimat“ als Identitätsfabrik. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde L/99, 1996, S. 321-338.

Kleine Mitteilungen

Zur Frage der Ersterwähnungen von Kehna und Niederweimar. Im vorstehend abgedruckten Vortrag habe ich bereits angesprochen, dass es in der Frage der frühesten Nennungen der Weimarer Ortsteile Kehna und Niederweimar Unsicherheit gibt. Niederweimar hat selbstbewusst im Jahr 2013 eine 875-Jahrfeier begangen, Kehna 2016 ebenfalls eine 875-Jahrfeier, obwohl das Historische Ortslexikon (HOL) für Niederweimar die erste sichere Nennung als *Wimer inferior* 1294 angibt und für Kehna 1250. Wenn wir ins Ortslexikon schauen, sind für Niederweimar tatsächlich eine Erwähnung *de Wimere* 1138/39 nach dem Urkundenbuch Siegburg und weitere Nennungen als *Wymare* 1280 und *Wimere* 1291 angegeben. Ganz korrekt aber werden diese Angaben eingeschränkt („sofern nicht auf Ober-W. zu beziehen“; „vgl. auch Ober-W.“).

Für eine offizielle Jubiläumsfeier, für die auch eine Freiherr-vom-Stein-Plakette oder -Urkunde des Landes Hessen verliehen werden könnte, muss zweifelsfrei feststehen, dass es sich tatsächlich um diesen Ort handelt; dazu bedarf es einer Stellungnahme des Hessischen Staatsarchivs (vgl. Wilhelm A. Eckhardt: Kommunale Jubiläen.

Probleme und Chancen. In: Hessische Heimat 45, 1995, S. 123-128). Ob diese für die frühen Erwähnungen von Niederweimar und Kehna erteilt werden könnte, ist fraglich.

Schauen wir uns einmal an, worauf sich diese frühen Daten beziehen. Heinrich Diefenbach (Der Kreis Marburg, seine Entwicklung aus Gerichten, Herrschaften und Ämtern bis ins 20. Jahrhundert. Marburg 1943) hat die Urkunde von 1138/39 in den Kontext einer möglichen Ausweitung des gisonischen Erbes durch die Landgrafen von Thüringen gestellt, denn im Gefolge des Landgrafen Ludwig wird darin neben Ludwig von Cappel und Ludwig von Marburg auch *Thammo de Wimere* genannt, also ein Adliger, der sich nach dem Ort Weimar nannte. Diefenbach sah dafür ausschließlich Niederweimar wegen des späteren landgräflichen Besitzes dieses Dorfes und der Analogie zu den beiden anderen Orten in Frage kommen; er erwoh zudem einen Zusammenhang mit den späteren nassauischen Rechten, die auf eine Belehnung durch den Landgrafen zurückgehen mochten. Diese Annahme aufgrund des Gefolgschaftsverhältnisses (die er ja aus später erworbenen landgräflichen Rechten zurückprojizierte) muss hypothetisch

bleiben. Ob sich *Thammo de Wimere* auf Oberweimar (dem zweifellos älteren Ort) oder Niederweimar beziehen lässt (und damit die Urkunde von 1138/39 eindeutig zugeschrieben werden kann), ließe sich allenfalls durch ein mediävistisches Gutachten des Staatsarchivs klären. Auch die Ausstattung der Dynasten von Eppstein durch den Grafen Rupert von Nassau mit Eigenleuten *in villam Wymere et investituram ecclesiae et decimam quandam in Wimere* zwischen 1150 und 1191 hat Diefenbach selbst hinsichtlich der Zuordnung zu Ober- oder Niederweimar als unsicher eingeräumt, auch wenn Niederweimar wahrscheinlicher sei (S. 107f). Im kirchlichen Status von Niederweimar als Kapelle sah er keinen Hinderungsgrund der Deutung, da sich bei Classen zahlreiche Beispiele für Patronate von Kapellen fänden (doch woraus leitete er die Vermutung, dass Niederweimar schon eine Kapelle hatte, ab?). All diese älteren Urkunden sind also m.E. nicht eindeutig auf Niederweimar zu beziehen. Allerdings gab Diefenbach eine Erwähnung *in inferiori Wimere* 1268 nach einem Beleg in der Sammlung Gustav Schenk zu Schweinsberg im Marburger Staatsarchiv an (S. 208 Anm. 236), also eine gegenüber 1294 (im HOL) frühere Nennung, die für eine Bestätigung der Ersterwähnung noch herangezogen und verifiziert werden müsste.

Kehna berief sich für seine 875-Jahrfeier 2016 auf „eine Urkunde der Gleiberger Grafen um 1140“; auch hier liegt die Angabe bei Diefenbach (S. 201) zugrunde, der die Belehnung der Dynasten von Eppstein durch den Grafen Otto von Gleiberg mit einem Hof zu Kehna „vor der Mitte des 12. Jahrhunderts“ erwähnte (S. 107f). Hier liegt die Problematik etwas anders. Das HOL gibt eine Ersterwähnung von Kehna 1250 nach dem von Arthur Wyss edierten Urkundenbuch der Deutschordens-Ballei Hessen (Bd. 1, Nr. 101) mit *de Kene* an, also auch hier ein Adliger, der sich nach dem Ort nannte. Diese Urkunde lässt sich eindeutig datieren, während die von Diefenbach seiner Angabe „um 1140“ zugrundegelegte Urkunde nicht eindeutig datiert ist (im Text datierte er sie ja noch vorsichtiger: „vor der Mitte des 12. Jahrhunderts“). Da sich hier nicht einmal das spätest mögliche Jahr zur Datierung der Urkunde sicher angeben lässt, kann sie für eine Bestätigung eines Ortsjubiläums (875 Jahre) nicht herangezogen werden.

Feiern lässt sich freilich trotzdem. Auch wenn Niederweimar schon 2013 und Kehna 2016 ihre 875-Jahrfeiern begangen haben, können sie 2044 (Niederweimar 750 Jahre) und 2050 (Kehna 800 Jahre) ja weitere Jubiläumsfeiern begehen, dann auch als offizielle Feiern mit Urkunden des Landes Hessen.

S. Becker

Rübsamen-Handel 1739. Eine Einkommensmöglichkeit der kleinen Leute, die in der frühen Neuzeit zur Versorgung der Landbevölkerung mit Dingen des täglichen Gebrauchs beitrug, war der Wanderhandel, Hausier-, Klein- oder auch Nothandel genannt. Dass in unseren Dörfern auch Rübsen oder Rübsamen so gehandelt wurde, zeigt ein Eintrag im Kirchenbuch Ebsdorf aus dem Jahr 1739: *Donnerstag, den 9. Jul[i]i abends zwischen 5 - 6 uhr ist Catharina, Caspar Preißens frau von Rötgen, welche mit rübsaamen hausiren gangen, zu Ebsdorf mit einem jungen sohn niederkommen, welcher den 11. hujus [desselben Monats] getauft worden, und Johann Christian genant worden, Gevattern waren Johann Christian, Meister Peter Seyberts ehelicher sohn aus der Schinbächer-mühl [Schönbacher Mühle] und Anna Barbara H[ern] Henrich Rühlen, gerichtsschöpfen ehelibl. tochter* (KB Ebsdorf, Taufbuch 1692-1758).

Catharina Preiß geb. Caletsch kam aus *Rötgen*, also aus Roth (im Dialekt: *Reetche*); sie hatte am 17. November 1729 Caspar Preiß in Roth geheiratet. Der Säugling starb bereits wenige Wochen nach der Geburt am 15. August in Roth und wurde zwei Tage darauf begraben; er sei *zu Ebsdorf, wo die Mutter rübsensaamen zu verkaufen war hingegangen, gebohren und getauft* worden (KB Fronhausen 1706-1765, Sterberegister). Catharina Preiß starb am 16. Februar 1746 im 42. Lebensjahr, ihr Mann 1759 im Alter von 62 Jahren (ebd.).

Diese Einträge lassen uns die Not der ärmeren Einwohner Roths ahnen, die hohe Sterblichkeit der Kinder und den mühsamen Erwerb des Lebensunterhalts. Und sie zeigen zugleich Strategien des Überlebens, die zu einer wenn auch kleinräumigen Mobilität auf dem Land beitrugen: Viele Menschen waren unterwegs, und wenn auch die Strecken für uns heute Nahräume bedeuten, so müssen wir bedenken, dass die Wege damals fußläufig bewältigt werden mussten - in diesem Fall von einer Hochschwangeren, die sich erhoffte, im „Grund“, wo die vermögendere Bauern saßen, ein paar Heller zu verdienen. Ersichtlich ist, dass der Pfarrer in Fronhausen über Geburt und Taufe des Kindes - und über den Grund der Anwesenheit der Mutter in Ebsdorf - informiert war, wohl mittels eines Taufscheins, in dem die vollzogene Taufe vom Pfarrer in Ebsdorf bestätigt worden war.

Warum konnte Catharina Preiß hoffen, im Ebsdorfer Grund mit Rübsamen ein wenig Geld zu verdienen? Rübsen (*Brassica rapa*) ist eine früh in Kultur genommene Wildform des Rapses, aus der sowohl die Speiserübe als auch der Öl-Rübsen entstanden; bei dem hier erwähnten Rübsamen dürfte es sich um diesen Öl-Rübsen gehandelt haben, aus dem Rüböl gewonnen wurde, das sich jedoch wegen der darin enthaltenen Bitterstoffe weniger für die Küche als vielmehr für Öllampen eignete. Dieses Rüböl ergab jedoch wie der ebenfalls als Lichtquelle verwendete Kienspan eine rußende Flamme, die neben den kleinen, wenig lichtdurchlässigen Fenstern mit Butzenscheiben das im 18. Jahrhundert übliche geschnitzte Möbel erklärt, dessen stark reliefierte Oberflächen auch noch wirken konnten, wenn sich eine dickere Rußschicht darauf abgelagert hatte. Intarsienmöbel mit glatten Oberflächen und Ornamenten, die sich aus der Farbigkeit verschiedener Holzarten ergaben, kamen daher erst im 19. Jahrhundert in den bäuerlichen Haushalten auf.

S. Becker

Leiterhäuser. Vorläufer unserer heutigen Feuerwehr-Gerätehäuser waren die Spritzenhäuser, in denen die gespannten Feuerspritzen aufbewahrt wurden; zu dem alten Spritzenhaus unter der Kirche in Niederwalgern, das für die 1857 angeschaffte Feuerspritze erbaut wurde, vgl. den Beitrag in: Niederwalgern 1235-2010. Ereignisse und Erinnerungen aus 775 Jahren. Weimar/Lahn 2010, S. 747f. Auf dem Foto dieses Spritzenhauses ist rechts neben dem Tor für die Feuerspritze das integrierte Leiterhaus zu erkennen - und wir haben darin wiederum den Vorläufer der Spritzenhäuser: Leiterhäuser waren Gemeindebauten, die in fast allen hessischen Dörfern standen (vgl. Alfred Höck: Leiterhäuser im Oberhessischen. In: Burgwaldbote 28, 1994, H. 16, S. 6-7; Rolf Reutter: Verschwundene Bauten - Leiterhäuser in Hessen. In: Denkmalpflege in Hessen 1993, H. 1, S. 26-29; ders.: Ein Leiterhaus aus Waldsolms-Kroeffelbach. In: Hessenpark 12. Jg., 1987, H. 1, S. 21). Denn die in Auszügen auch in die Grebenordnung von 1739 übernommene Feuerordnung der Landgrafschaft Hessen-Kassel bestimmte, dass der „Vorraht von sämtli-

cher in der Gemeinde vorhandener Feuer-Geräthschaft [...] bey denen jährlichen Land-Gerichten specificiret übergeben werden“ müsse, dazu gehörten vor allem „die Sprützen / Haken / lederne Eymen und Leitern“. All diese Geräthschaften seien „an solchen Orten zu bewahren / wo sie durch den Regen nicht verderben und bey Feuers-Gefahr leicht herbey geholet werden können“ (Verordnung Des Allernädigsten / Großmächtigsten Fürsten und Herrn / Hrn. Friedrichs, Von Gottes Gnaden der Schweden / Gothen und Wenden Königs [...] Wornach sich Die Greben / Vorstehere / Heimbürgere [...] in ihrem Dienst zu betragen / und wie es mit denen Dorffs-Rechnungen in Zukunfft zu halten. Cassel 1739, S. 25; Nachdruck, hrsg. von Dieter Carl: Die hessische Grebenordnung von 1739. Vellmar 2004, S. 9). Leiterhäuser waren daher meist zentral in der

Ortslage errichtet worden, oft neben der Kirche wie in Rodenhausen oder an der Dorfstraße in der Nähe der Kirche wie in Lohra, auch direkt mit Schlepddach an die Kirche angebaut wie in Mornshausen, wo unter diesem Schutz die bauzeitliche rot-weiße Kaseinfarben-Bemalung der romanischen Südpforte erhalten blieb (Karl Rumpf: Vom Bau des Galerie-Ganges 1625-26 am Marburger Schloß und von der einstigen Farbigekeit aller Architektur. In: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde 77/78, 1966/67, S. 11-32, hier S. 29). Auch in Allna erinnert das langgestreckte ehemalige Spritzenhaus neben der Kirche noch an diese Aufgabe (vgl. Die Zeit in Allna 807-2010. Beiträge zur Ortsgeschichte. Weimar/Lahn 2010, S. 316f).



Niederwalgern, um 1910. Kirche und Spritzenhaus vom Dachfenster des alten Pfarrhauses aus gesehen; anstelle des 1903 abgebrannten Wohnhauses von Adam Grebe (der dann ein neues Haus am Friedhof baute – *Oadams*) ist bereits die Scheuer von *Deutsche* mit der hohen Brandmauer an Giebel und Rückwand errichtet worden (Sammlung Otto Dettmering †)

Solche Leiterhäuser zur Aufbewahrung funktionstüchtiger Feuerleitern waren notwendig und wurden in der Regel auch in professioneller Zimmermannsarbeit erstellt; nur zu oft kam es in den Dörfern mit ihren bis weit ins 19. Jahrhundert hinein strohgedeckten Wohn- und Wirtschaftsgebäuden zu Brandkatastrophen, bei denen zahlreiche Häuser vernichtet wurden: in Rodenhausen brannten 1723 etwa 30 Gebäude nieder, in Mölln 1834 mehrere Hofreiten, Anlass für die Kreisverwaltung, die Strohdächer zu verbieten, was freilich nur bedingt gelang. Leitern waren eminent wichtig, um im Brandfall Menschenleben zu retten oder wertvolles Inventar aus den Obergeschossen zu bergen, vor allem aber, um das Dachstroh der angrenzenden Gebäude mit nassen Tüchern abzudecken, es notfalls aber auch (mit den in der Grebenordnung erwähnten Haken) herunterzureißen, womit dem Feuer Nahrung entzogen und einem Weitertragen durch Funkenflug vorgebeugt

werden konnte. Diese aus hölzernen Stangen mit eingezapften Sprossen aus Eichenholz gefertigten Leitern mussten trocken aufbewahrt, sorgfältig gewartet und überprüft werden, um Folgen unsachgemäßer Lagerung, morsch oder wurmstichiger Sprossen und Holme zu vermeiden.

Dass auch junge, bewegliche Menschen beim Einsatz im Brandfall auf diesen langen, schwankenden Leitern gefährdet waren, macht ein Eintrag im Kirchenbuch Ebsdorf vom Oktober 1718 deutlich: *den 27. starb Conradt Müller zu Unterhausen [Dreihausen-Unterhausen] so vorigen freitag in der feuerßbrunst zu Londorff darin über 30 bau abgebrant von Einer leiter die zerbrochen gefallen und sich Elendiglich zerquetschet und wurde d. 28. begraben seines alters 29 jahr* (KB Ebsdorf 1692-1758, Sterberegister).



Lohra, vor 1900. Leiterhaus an der Lindenstraße, um 1930 abgebrochen (Foto von Ludwig Bickell, Bildarchiv Foto Marburg)



Rodenhausen, um 1900. Leiterhaus an der Kirchhofsmauer (Bildarchiv Foto Marburg)

Der Sterbeeintrag zu Conrad Müller aus Dreihausen, der sich in Londorf aufgehalten und dort bei der Bekämpfung des Großbrandes mitgeholfen hatte, lässt die regen Kontakte erkennen, die zwischen den Dörfern der Marburger Landschaft, vor allem aus dem Ebsdorfer Grund, und den Dörfern des Lumdatals gepflegt wurden, das heute zum Kreis Gießen gehört. Nicht nur der landsässige Adel hatte enge verwandtschaftliche Beziehungen (wie die von Rau

zu Nordeck und zu Holzhausen oder die Schutzbar genannt Milchling in Treis an der Lumda), auch die Landbevölkerung hatte vielfältige soziale und wirtschaftliche Beziehungen.

Mit der Orientierung an den verschiedenen Oberzentren Gießen und Marburg ist in den letzten Jahrzehnten der Höhenzug zwischen Ebsdorf und Nordeck (der „kalte Stall“) fast als Riegel verstanden worden, doch gehörte das Gericht Treis an der Lumda bis zur Annexion Kurhessens durch Preußen 1866, die Orte Nordeck und Winnen sogar bis zur Gebietsreform 1974 zum Kreis Marburg. Diese alte administrative Zugehörigkeit hat im Alltagsleben durch intensive wirtschaftliche und familiäre Beziehungen lange nachgewirkt, nicht zuletzt im Kontakt zwischen den jüdischen Gemeinden in Leidenhofen und Nordeck sowie in Roth und in Treis an der Lumda bis zur Verfolgung und Deportation im Nationalsozialismus. Leider ist nicht angegeben, warum sich Conrad Müller in Londorf aufgehalten hat, aber Anlässe dafür mag es durch Handel, Gewerbe, Verwandtenbesuch oder Gesindedienst vielfach gegeben haben.

Auch in den Dörfern der heutigen Gemeinde Weimar müssen einmal Leiterhäuser gestanden haben. Wer auf alten Familienfotos solche zufällig ins Bild genommenen Bauten findet, möge sich bitte beim Geschichtsverein Weimar melden.

S. Becker

Die Montanregion Weimarer Land - Geoarchäologische Ausblicke auf die Lahnberge mit dem Lahntal bei Niederweimar

von Mirko Runzheimer

Wer hier Montanregion liest, wird zuerst an Berge im Lahn-Dill-Gebiet oder das Siegerland denken, aber bestimmt nicht daran, dass sich so etwas direkt vor unserer Haustüre befindet. Weit gefehlt, im Bereich der angrenzenden Lahnberge, im westlichen Teil der Gemeinde Weimar wurden vor wenigen Jahren allerdings gegenteilige Funde mit anderem Aussagewert, unter anderem durch Dieter Eidam aus Roth gemacht – Funde an Positionen, wo in den Kartenwerken der vergangenen Jahre noch Grabhügel eingezeichnet waren; vgl. Topographische Karte Kurfürstentum Hessen 1840-1861, Messtischblatt 70 Niederweimar (1:25.000) oder Amtliche Topographische Karte Hessen 1967, Messtischblatt 52186 Niederwalgern, TK25, 1:25.000. Bei einem Teil der eingezeichneten Grabhügel handelt es sich allerdings um sogenannte Schlackenhalde, die von einer Eisenverhüttung zeugen. Nahe dieser Spuren finden sich im Gelände weitere dazu gehörige Abbau-spuren, auf die hier weiter eingegangen werden soll. Der Grund dafür erklärt sich wohl folgend aus der im Untergrund verborgenen Geologie.

Das Marburg-Gießener Lahntal, mit der Lahntalweitung bei Niederweimar, das Amöneburger Becken, die Wetterau, sowie die Westhessische Senke bilden einen Teil der tektonischen Grenze zwischen dem Rheinischen Schiefergebirge und dem tertiären Vogelsbergvulkanismus. Die sogenannte Hessische und Westhessische Senkenzone ist eine Bruchzone von nacheinander folgenden Talsenken und Teil der sogenannten Mittelmeer-Mjösen-Zone. Hier spricht man von einer europäischen Graben- oder auch Bruchzone, die sich vom Golf von Lyon durch das Rhône-tal, den Oberrheingraben, die Rhein-Main-Ebene mit der Wetterau, das Lahntal und das Amöneburger Becken, die Westhessische Senke und über den Leinegraben bis zum Mjösasee in Norwegen fortsetzt (Abbildung 1). Diese Bruchzone stellt eine der wichtigsten Verbindungslinien zwischen Nord- und Südeuropa und somit auch zwischen Nord- und Süddeutschland dar, einen natürlichen „Durchgangskorridor“ (Klug 1989). Das Rheinische Schiefergebirge am westlichen Rand der Mittelmeer-Mjösen-Zone ist eine der ältesten Gesteinsformationen in unserer Region. Es gehört dem Paläozoikum an, das heißt seine Basis

wurde während dieses Zeitabschnittes gebildet und gegen Ende dieses Zeitabschnittes tektonisch gefaltet.



Abb. 1: Mittelmeer-Mjösen-Zone (rote Schraffur) - Grabenbruchsystem durch Europa (Grafik M. Runzheimer)

Die typischen Gesteine des Rheinischen Schiefergebirges sind Schiefer, Tonschiefer, Kalksteine, Diabase und deren Tuffe. Im später folgenden Tertiär erst entstand auf Teilen der Westhessischen Senke, aus der Folge vulkanischer Vorgänge, das größte zusammenhängende Vulkangebiet Europas, der heutige Vogelsberg. Trotz seines zentralen Hochgebietes setzt sich der Vogelsberg aus einer Vielzahl von Einzelvulkanen im und auf dem Buntsandstein zusammen, die sich gelegentlich auch gegenseitig überlappen (Müller 1984). Im erdgeschichtlichen Quartär entstanden Sedimente in Form von eiszeitlichem Löss aus den Folgen des Gletscherrückgangs und damit verbundenem äolischen (durch Winde sedimentierten) und alluvialen (durch Flüsse sedimentierten) Transport bzw. Ablagerung. Löss ist ein feinstkörniges, vorwiegend aus Schluff bestehendes, homogenes und hellgelblich-graues Sediment mit Karbonatanteil (der Anteil kann variieren). Löss ist das Ausgangssubstrat für die ackerbaulich günstigsten Böden und trug auch zur Verbreitung der frühesten ackerbaulichen Kulturen im Neolithikum, der sogenannten Neolithischen Revolution in Mitteleuropa, bei. Löss ist von Natur aus ungeschichtet, unverfestigt und sehr porös, allerdings hat er durch den Karbonatanteil eine hohe Standfestigkeit in Verbindung mit

Wasser und anschließendem Trocknungsprozess, welches die anthropogene Bildung von Hohlwegen und Ackerterrassen begünstigte. Die fruchtbaren Böden, eine verkehrsgünstige Lage, die Versorgung mit ausreichend Süßwasser und die naturräumlich geschützte Lage des Lahntals und der Lahntalweitung bei Niederweimar, inmitten von klimatisch eher rauen Mittelgebirgsregionen, waren so ursächlich für eine im Vergleich relativ dichte prähistorische Besiedlung. Eine damit verbundene landwirtschaftliche Nutzung kann heute ab dem Frühneolithikum archäologisch belegt werden, die den frühesten Ackerbauern außerhalb von Wetterau und Rhein-Main-Gebiet die Gelegenheit bot, in Hessen auf äußerst fruchtbaren Böden zu siedeln (Klug 1989). Diese Lössböden stellen die jüngsten Erscheinungen im erdgeschichtlichen Bild, auch in unserer Region, dem heutigen sogenannten „Marburger“ und „Weimarer“ Land, dar, zu dem auch Teile der Lahnberge und des Marburger Rückens gehören. Diese hier dominierenden Bergformationen sind durch Ohm- und Lahntal vom Burgwald getrennt und bilden geologisch eine südliche Fortsetzung des Buntsandsteingebirges des Burgwalds. Die an der breitesten Stelle etwa 3 km breiten und etwa 10 km von Nord nach Süd verlaufenden Lahnberge sind zum größten Teil aus dem mittleren Buntsandstein aufgebaut, der dem Zechstein aufliegt und von zwei Basaltkegeln, dem Stempel und dem Frauenberg, durchbrochen wird (Abbildung 2; vgl. Müller 1984).

Der Höhenunterschied der Lahnberge zum Lahntal beträgt durchschnittlich etwa 100 m. Durch das Entstehen von Brüchen im Zusammenhang mit der Mittelmeer-Mjösenzone und damit auch des Rheingrabens kam es zu weiteren Staffelbrüchen zwischen dem Rheinischen Schiefergebirge und Buntsandstein. Das Lahntal stellt somit also eine nördliche Verlängerung des Rheingrabens dar.

Innerhalb dieser Staffelbrüche entstanden weitere Verwerfungen (Gesteinsrisse) im Buntsandstein, durch die hydrothermale Lösungen („hydrothermales Wasser“, das sind unter Druck und Temperatur geratene mineralische Lösungen im Temperaturbereich zwischen 100°C und 374°C) mit chemisch gelöstem Eisen aufsteigen, das bei Sauerstoffkontakt wieder zu Eisenoxid ausfallen konnte (Abbildung 3; vgl. Runzheimer 2018).

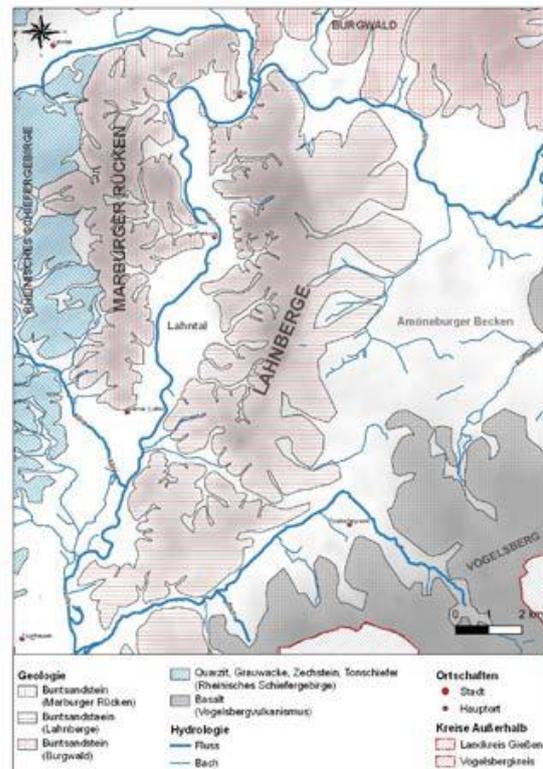


Abb. 2: Generalisierte Darstellung der Geologie des Lahntals bei Niederweimar (nach Klug 1989). Die hellen Bereiche entsprechen Lössgebieten (Grafik M. Runzheimer)

Diese Eisenausfällungen kann man zum Beispiel an der oberen Westflanke der Lahnberge, östlich von Wolfshausen, westlich des von Nordwest nach Südost verlaufenden „Planetenweges“ und auch an anderen Stellen auf den Lahnbergen beobachten. An diesen Stellen reichen die entstandenen Risse durch das Grundgestein bis an die Bodenoberfläche und „beißen“ dort in Form von regelrechten Eisenadern aus. Auch die damaligen, wohl vor- bis frühgeschichtlichen Bewohner des Lahntals sind darauf wohl aufmerksam geworden und haben dieses Wissen schon für sich genutzt. Heute zeugen obertägig im Gelände sichtbar davon lediglich erodierte Abbauspuren, in Form von sogenannten Pinggen / Schachtpingen entlang der „ausbeißenden“ Eisenadern (Ausfällung von Eisenoxid an der Bodenoberfläche in Form von Eisenbänderungen im Gestein von unterschiedlichen Stärken, vgl. Abbildung 3 und 4; Abbildung 5 orangene Schraffur). Der Eisengehalt wurde vom Leiter des Mineralogischen Museum in Marburg, Prof. Dr. Peter Marsberg, im Jahr 2015 bestätigt.

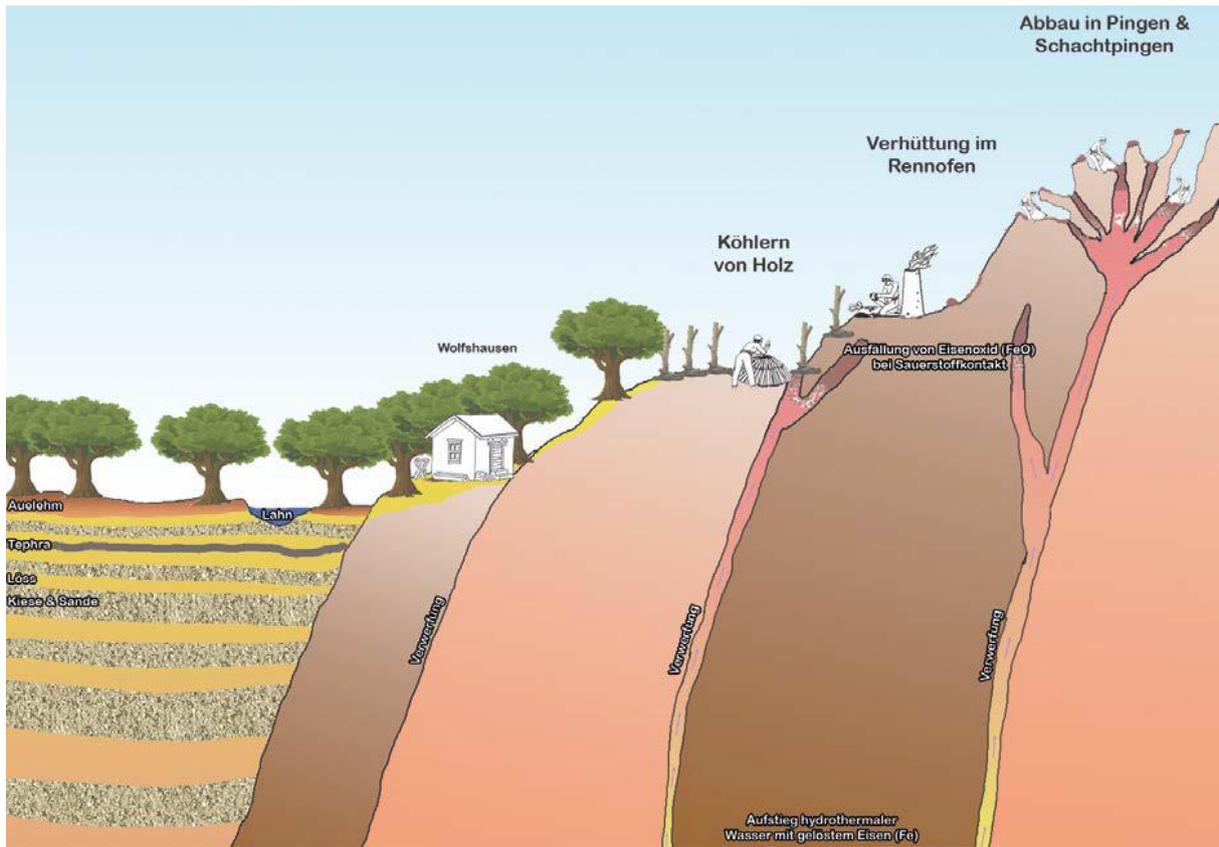


Abb. 3: Schematische Umzeichnung von Genese und Abbau des Eisenerzes bei Wolfshausen (Grafik M. Runzheimer)

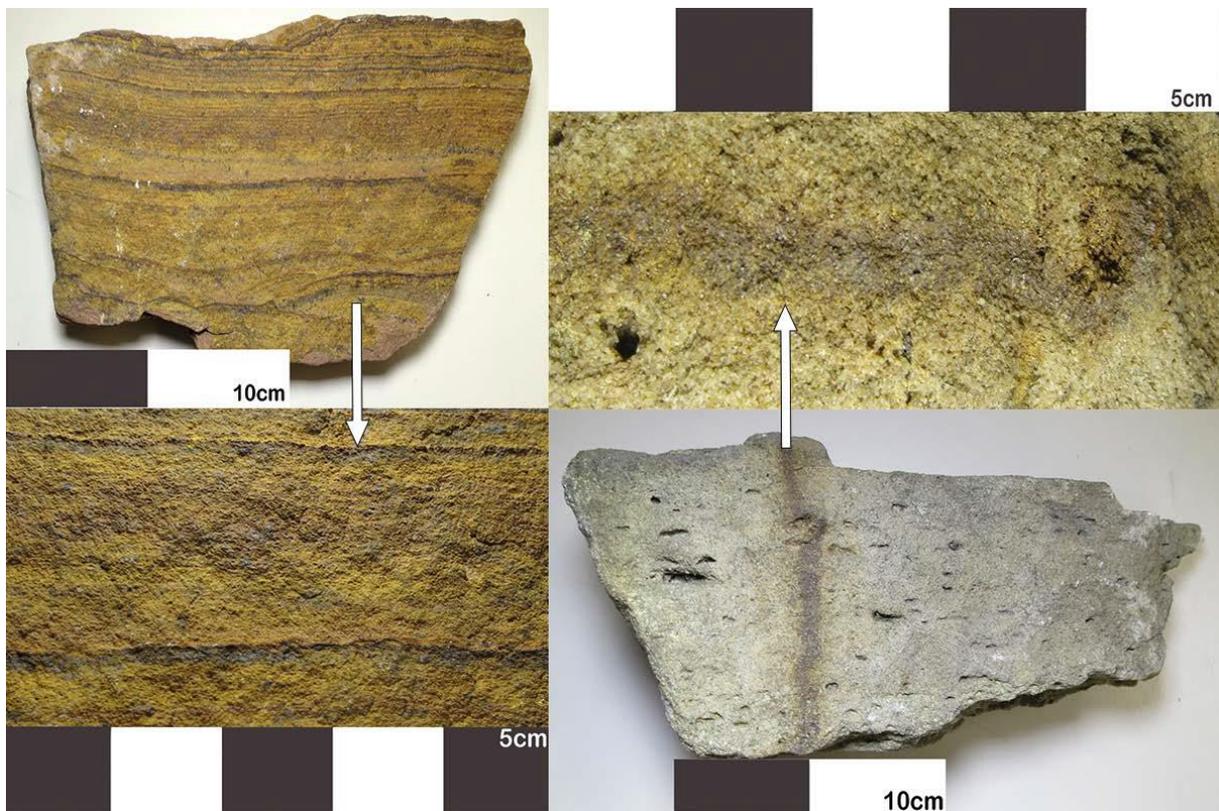


Abb. 4: Im Bearbeitungsgebiet vom Autor gefundene Sandsteine mit Eisenbänderungen (Grafik M. Runzheimer)

Es wurde nicht nur das Eisenerz auf diese Weise obertägig abgebaut, man sieht dort auch Zeugnisse von Eisenverhüttung in Form der bereits erwähnten Schlackenhalden und auch durch obertägig noch sichtbare Plattformen von Holzkohlemeilern (Abbildung 5, karminrote Schraffur). Diese Schlackenhalden wurden im augenscheinlichen Vergleich zu bekannten Rennofenstandorten im Lahn-Dill-Gebiet und den vom Autor bei Versuchen und Archäotechnikvorstellungen generierten Schlacken bestimmt.

Aufgrund der zahlreichen und teilweise auch sehr mächtigen Schlackehalden wäre in jedem Fall von mehreren Rennofenvorgängen auszugehen, wenn nicht auch von einer längeren Gesamtlaufzeit der Eisenerznutzung an dem beschriebenen Standort. Die Zeugnisse von Eisenerzabbau und Eisenverhüttung entlang der Lahnberge sind in einem großen Umfang vorhanden, dass hier sogar von einem alten Erzrevier oder einer alten Montanregion ausgegangen werden sollte.

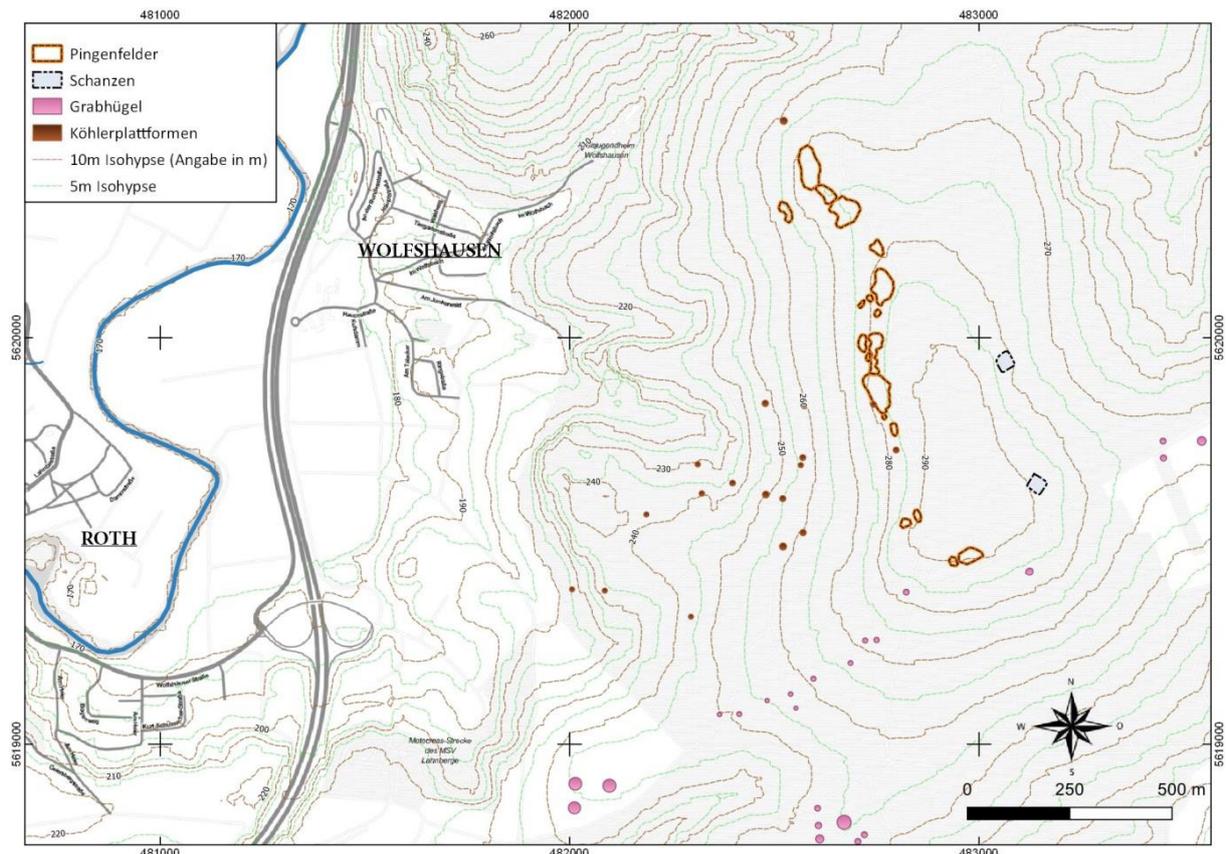


Abb. 5: Lageübersicht des Eisenabbaus östlich oberhalb von Wolfshausen (Grafik M. Runzheimer)

Metallisches Eisen konnte durch ausreichend hohe Eisengehalte des Ausgangsgesteins schon zu vor- und frühgeschichtlichen Zeiten im sogenannten Rennfeuerverfahren durch die Reduktion von Eisenoxid gewonnen werden. Bei der Eisenverhüttung und auch der Weiterverarbeitung des Eisens durch Schmieden entstanden als Nebenprodukte Schlacken, die als einer der Hauptnachweise für die Verhüttung oder auch Weiterverarbeitung von Eisen anzusehen sind. Diese Schlacken sind nahezu unvergänglich und fallen durch ihre großen Mengen und zum Teil bizarren Ausformungen, mit bei Nässe glänzender Oberfläche, auf. Die Gewinnung von Eisen stellt heute sowie in vergangenen Epochen einen sehr aufwendigen und arbeitsin-

tensiven technischen Vorgang dar. Für diesen Vorgang ist nicht nur ein Vorhandensein der benötigten Rohstoffe von bedeutender Wichtigkeit, darüber hinaus muss auch das technische Wissen dafür vorhanden sein. Als Rohstoffe werden ausreichend Brennmaterial an Holzkohle, Lehm und Magerungsmaterial für die Errichtung eines feuerfesten Schachtofens und natürlich das nötige Rohmaterial an Eisenerz (Eisenoxid) benötigt. Bei den Prozessen der Gewinnung bis zum fertig schmiedbaren Eisen spielt die chemische Reduzierung von Oxiden (Sauerstoff) eine besondere Rolle. Um eine solche reduzierende Atmosphäre zu erreichen, wird ein Schachtofen, ein sogenannter „Rennofen“, aus temperaturbeständigem Lehm errich-

tet (Abbildung 6). Für diesen Verhüttungsprozess waren so auch Unmengen an Holzkohle notwendig, die im Volumenverhältnis zu dem verhütteten Eisenerz mit etwa 1 : 2 Teilen Holzkohle bis etwa 1 : 5 Teilen Holzkohle benötigt wurden, je nach Erzanteil und Zusammensetzung der Ofenchemie in Bezug auf den Siliziumanteil. Die Holzkohle wurde in langer arbeitsreicher Vorarbeit, auch um weite Wegstrecken zu meiden, direkt vor Ort im Meilerbrand verschwelt.

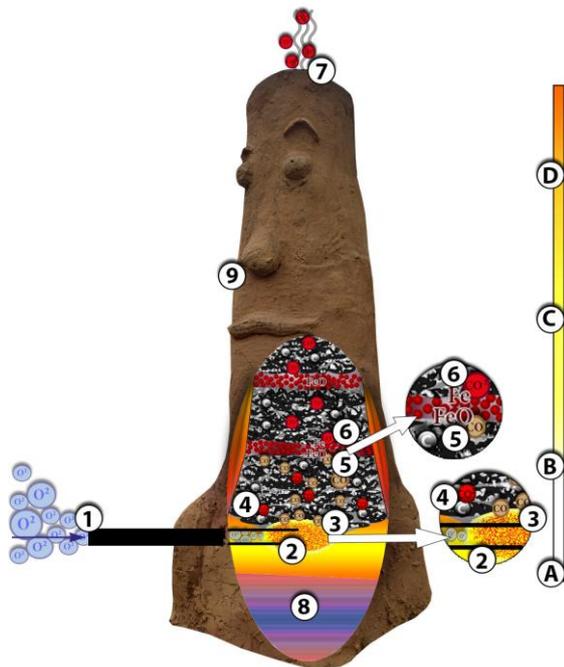


Abb. 6: Schema eines Rennofenvorganges (Grafik M. Runzheimer)

Das Eisenoxid, welches hier in Form von ober-tägigem Abbau in sogenannten Pinggen und Schachtpingen abgebaut wurde, wurde dann weiter gereinigt, getrocknet und im Feuer geröstet, dann zerkleinert, fast pulverisiert, um eine größtmögliche reagierende Oberfläche zu schaffen und um taubes Gestein grob von Eisenoxiden zu trennen. In dem Schachtofen wird dann unter Zufuhr von Sauerstoff (O_2 ; Abbildung 6.1) die zuvor erstellte Holzkohle (C) verbrannt, Kohlendioxid (CO_2) entsteht ($C + O_2 = CO_2$; Abbildung 6.4) und reagiert weiter mit heißer Holzkohle zu Kohlenmonoxid ($CO_2 + C = 2CO$; Abbildung 6.3).

Die so entstandenen Gase heizen sich sehr schnell auf und steigen weiter, begünstigt durch den Kamineffekt des Schachtofens, nach oben. Das Eisenoxid wird, nachdem genügend Holzkohle verbrannt und eine entsprechende Ofentemperatur erreicht ist, in wechselnden Lagen

wieder mit Holzkohle in den Schachtofen eingebracht (Abbildung 6). Der Schachtofen unterteilt sich so während eines Verhüttungsprozesses in verschiedene Temperaturbereiche, wobei der höchste Temperaturbereich direkt an der Tondüsenmündung im Inneren des Ofens liegt, hier können durch die direkte Sauerstoffversorgung Temperaturen teilweise bis zu $1350\text{ }^\circ\text{C}$ erreicht werden. Die Temperaturen nehmen bis zur Mündung des Schachtofens immer weiter ab (Abbildung 6.A-D).

In den oberen Bereichen des Schachtofens, in Temperaturbereichen bis $570\text{ }^\circ\text{C}$ (Abbildung 6.D) wird das Eisenoxid durch Kohlenmonoxid zu Magnetit reduziert ($3Fe_2O_3 + CO = 2Fe_3O_4 + CO_2$). Dieser Effekt kann aber auch schon in einer Vorarbeit genutzt und das Eisenoxid schon weitestgehend vor dem Verhüttungsprozess zu Magnetit „veredelt“ werden, indem das Erz vor dem Verhüttungsprozess auf einem Feuer geröstet wird, was auch das Zerkleinern erleichtert. Tiefer in dem Schachtofen, in Bereichen um $700\text{ }^\circ\text{C}$ (Abbildung 6.C) wird Magnetit dann weiter zu Wüstit reduziert ($Fe_3O_4 + CO = 3FeO + CO_2$). Im inneren Bereich des Ofens, wird durch glühende Holzkohle um etwa $1000\text{ }^\circ\text{C}$ Eisenoxid (Abbildung 6.B, 3.5) zu Eisen (Abbildung 6.6) reduziert ($FeO + C = Fe + CO$).

In den Temperaturbereichen über $1000\text{ }^\circ\text{C}$ (Abbildung 6.A) bildet sich aus restlichen Eisenoxiden und damit vergesellschafteten Mineralien, sowie auch Holzkohle und an in Schmelze gegangenen Bestandteilen der Ofenwandung eine zähflüssige Silikatschlacke, die der Schwerkraft folgend nach unten rinnt (Abbildung 6.8).

Die Laufzeit eines solchen Ofens hängt von der jeweiligen Aufnahmefähigkeit der Silikatschlacke ab, wenn diese bis zur Tondüsenmündung ansteigt und damit die Sauerstoffzufuhr unterbricht, wird der Verhüttungsprozess abrupt gestoppt. Die entstandene Silikatschlacke kann auch durch einen Abstich aus dem Ofen geleitet werden (Abbildung 7), dann hängt die Laufzeit von der Menge an produziertem Eisen ab; wenn eine gewisse Menge erreicht ist, wird der Ofen zum Schlot hin förmlich abgedichtet.

Das reduzierte Eisen akkumuliert sich zu einem zusammengesinterten Eisenschwamm, der sogenannten Luppe (entlehnt aus dem lat. „lupus“, zu dt. „Wolf“) (Abbildung 6.2), die in folgenden Prozessen immer wieder auf Temperatur und zum Aufglühen gebracht werden muss,

um sie immer weiter mechanisch zu Verdichten und noch weiter von enthaltener Silikatschlacke zu trennen. Das Eisen ist abschließend weiterverwendbar zum Schmieden (Runzheimer 2018).



Abb. 7: Rennofenabstich mit "herausrinnender" Schlacke (Foto M. Runzheimer)

Der Verhüttungsprozess wurde vom Autor bereits mehrfach im archäologischen Freilichtmuseum Marburger Land, der Zeiteninsel, erfolgreich im Rahmen von Versuchen, Experimenten und Archäotechnikvorführungen nachgestellt. Allerdings liegt dem Verfasser die Vermutung des Betriebes eines sogenannten Windofens nahe und nicht der Betrieb über einen oder mehrere Blasebälge, da die vorgefundenen Schlackenhalde mit ihren vermuteten Rennofenstandorten in südwestlicher topographischer Lage, der örtlichen Hauptwindrichtung von Südwesten folgend ausgerichtet sind. Die Erbauer der Öfen hätten somit natürliche Luftströme, verstärkt durch die an den ansteigenden Hängen auftretende Thermik nutzen können und wären somit nicht auf manuelle Hilfsmittel wie einen Blasebalg angewiesen gewesen. Leider können hier keine genauen Aussagen getroffen werden, es müsste vor Ort weiter erforscht werden, wie auch über eine mögliche Zeitstel-

lung. Eisenabbau ist bereits seit vielen Jahrhunderten herrschaftlich, wie durch sogenannte Bergregale der deutschen Könige spätestens seit dem 12. Jahrhundert belegt, oder durch die späteren landesherrschaftlichen Bergordnungen seit etwa zu Beginn des 15. Jahrhunderts organisiert, und war so auch nur mit den jeweils nötigen Abbaugenehmigungen möglich (vgl. Bergrecht bei Wikipedia. < <https://de.wikipedia.org/wiki/Bergrecht> >, Stand: 01.10.2019). Bergrechtliche Belange werden heute von den Bergaufsichten verwaltet. Die zuständige Bergaufsicht für die Gemeinde Weimar untersteht dem Regierungspräsidium in Gießen und konnte glaubhaft aus dem bestehenden Aktenbestand versichern, dass für den beschriebenen Bereich und auch die weitere Umgebung seit dem 14. Jahrhundert keine Eintragungen bestehen (auf Anfrage des Autors über das Bearbeitungsgebiet bei der Bergaufsicht Gießen / RP Gießen im Jahr 2015). So liegt die Vermutung nahe, dass die hier beschriebenen Zeugnisse des Eisenabbaus und der Eisenverhüttung dementsprechend älter sind. Auch an der Kirche in Wolfhausen sind Spuren des Eisenerzes in mehreren der verbauten Sandsteine, wie eine breite Eisenerzader im linken unteren Portalstein des Haupteinganges, gut sichtbar (Abbildung 8).



Abb. 8: Portal der Kirche in Wolfhausen. Pfeil zeigt die Eisenbänderung (Grafik M. Runzheimer)

In wie weit diese in der Kirche verbauten Steine im Kontext der Erzgewinnung zu betrachten sind, bleibt an dieser Stelle leider offen und unbeantwortet, weitere vielleicht zeitgleiche vor- und frühgeschichtliche Hinterlassenschaften in den beschriebenen Bereichen könnten so vielleicht auch im Kontext eines Eisenabbaus und der Weiterverarbeitung stehen. Es gibt auch noch weitere vergleichbare Abbaugelände zu dem in Wolfshausen vorliegenden Eisenerzabbau, verteilt über die gesamten Lahnberge, und auch Beispiele von Eisenerzabbau mit einer ähnlichen Eisenerzgenese, östlich des benachbarten Hassenhausen und auch Sichertshausen. Viele dieser Fragestellungen könnten aber durch weitere Nachforschungen noch geklärt werden, dazu bestehen bereits Bestrebungen des Autors. Eine augenscheinliche Begutachtung der Schlacke durch den baden-württembergischen Montanarchäologen Guntram Gassmann ergab so auch eine wahrscheinlich vor- und frühgeschichtliche Entstehungszeit (Augenscheinliche Begutachtung der Schlacke durch Dr. G. Gassmann zusammen mit dem Autor im Jahr 2016). Dieser Datierungsansatz einer bisher unbekanntem Montanregion muss

aber auf jeden Fall durch weitere archäologische Bearbeitung verifiziert werden. Die im Gelände vorhandenen Zeugnisse wurden so bei einer gut besuchten, geoarchäologisch-historischen Wanderung durch den Förderverein der Zeiteninsel und den Geschichtsverein Weimar von Mirko Runzheimer und Siegfried Becker im Juni des Jahres präsentiert. Der Autor freut sich über weitere historisch an dem Thema Interessierte und würde sich etwa für die Bildung einer Arbeitsgruppe zur weiteren Erkenntnisgewinnung einsetzen, um auch einem Verschwinden der wichtigen Zeugnisse unserer Vergangenheit wenigstens in Form einer wissenschaftlichen Dokumentation vorzubeugen.

Literatur: Jutta Klug 1989: Die vorgeschichtliche Besiedlung des Amöneburger Beckens und seiner Randgebiete. Archäologische Berichte 2, Bonn. – Karl Heinz Müller 1984: Geographische Grundlagen Hessens. In: Fred Schwind, Edmund E. Stengel (Hrsg.): Geschichtlicher Atlas von Hessen. Hessisches Landesamt für geschichtliche Landeskunde, Marburg, S. 1-18. – Mirko Runzheimer 2018: Frühe Eisengewinnung in Schleswig-Holstein. Unveröffentlichte Arbeit an der Philipps-Universität Marburg, Marburg.

Kleine Mitteilung

Warum nennen wir die Kraniche „Schneegänse“?
Wenn im Herbst die langen Ketten der Kraniche über das Lahntal hinwegziehen, dann hören wir immer wieder den Ausruf: *Die Schnägelis flüje!* Das fordert dann manchen ornithologisch versierten Auswärtigen zum energischen Widerspruch heraus: „Es sind doch Kraniche, keine Gänse!“ Und so gelangte denn auch eine Anfrage an mich, ob ich denn diese landläufige Fehldeutung erklären könne.

Wie so oft, wenn man einen Ethnologen fragt, wird's komplizierter, nicht einfacher. „Schneegänse“ ist schon ein neuerer Begriff, der seit dem 15. Jahrhundert nachweisbar ist (fnhd. *snegans*). Er erklärt sich aus der Beobachtung, dass die großen Feldgänse (Graugans, insbesondere aber die Saatgans, *Anser fabalis*) erst kurz vor dem Einsetzen des Schneefalls/des Winters ziehen. Ich habe die endlos langen Ketten der wilden Gänse unmittelbar vor den harten Wintern der siebziger Jahre (1970/71, 1971/72, 1976/77) noch in guter Erinnerung. Sie waren in der vorindustriellen Zeit, in der Wettervorhersagen vor allem aufgrund genauer Beobachtungen der Naturerscheinungen getroffen werden mussten und konnten (oder besser: versucht wurden), wichtige Indikatoren des unmittelbar bevorstehenden Wintereinbruchs, die von der Landbevölkerung aufmerksam wahrgenommen wurden (die Feldmieten mit Kartoffeln, Rüben etc. mussten zugedeckt, die Kellerlöcher mit Strohsäcken geschlossen werden). Grau- und vor allem Saatgans sind also als die eigentlich gemeinte „Schneegans“ anzusehen, „weil sie im Winter, mit dem Schnee, nach Süden kommt“ (Kluge, Etymologisches Wörterbuch, 23. Aufl. S. 735). Sie waren die wichtigeren Indikatoren als die früher ziehenden Kraniche, auf die da-

her eher beiläufig der Begriff mit übertragen wurde (wie die Rose als symbolgeschichtlich wichtigste Blume auch Synonym für andere Blumen sein konnte). Die in der zoologischen Nomenklatur so bezeichnete, in den Polarregionen Nordwestgrönlands, Nordkanadas, Alaskas und Nordostsibiriens verbreitete Schneegans (*Anser caerulescens* oder *Chen caerulescens*) tritt in Mitteleuropa jedenfalls nicht oder nur äußerst selten auf.

Wir kennen auch noch ältere Bezeichnungen für die ziehenden Feldgänse. Noch in meiner Kindheit sagten ganz alte Leute: *Hoalgeis* (Halgänse), und das ist neben „Hagelgänse“ auch die im Mittelalter gängige Bezeichnung gewesen. Beide Begriffe werden meist aufeinander bezogen (Halgans also als Kurzform von Hagelgans verstanden); auch Crecelius erklärte es so, gab aber auch an, dass sich „Halgans“ mit dem Wort *hal*, *hahl* (dürr, mager) mische, also („wie Hahlochse und Hahlschwein“) eine magerere, ungemästete Gans meinte (im Vergleich zur gemästeten Martinsgans als einer der wichtigsten Abgaben an die Grundherrschaft); auch Brot konnte als *hahl* bezeichnet werden (Wilhelm Crecelius: Oberhessisches Wörterbuch. Darmstadt 1897/99, S. 448), und ich erinnere mich, dass man auch zum Spätherbst- und Winterwald sagen konnte: *en hoale Waald*. Gemeint waren mit „Hagel-/Halgänse“ die ziehenden Gänse (Grau-, vor allem aber Saatgänse); der Begriff „Hagelgänse“ wird zuweilen interpretiert als Hinweis darauf, dass sie mit Schrot („Hagel“) geschossen worden seien, doch da sich schon ahd. *hagalgans* in den mittelalterlichen Quellen findet, also sehr lange vor der Innovation des Schwarzpulvers bzw. der Einführung des technischen Wissens um seine Herstellung, können wir

den Zusammenhang mit dem Büchenschrot ausschließen. Wie Halgans ist auch Hagelgans (als Vorbote schlechten Wetters) sicherlich eine alte Bezeichnung für die ziehenden großen Feldgänse gewesen. Hagelgans findet sich dann sogar rezipiert in der Familiennamengebung (16./17. Jhd.), und Halgans reichte, wie oben erwähnt, im Dialekt der Landbevölkerung bis in die frühen 1970er Jahre, er dürfte der in der Volkskultur über Jahrhunderte geläufige Begriff gewesen sein. Aus den älteren Quellen ist die Wortgeschichte differenziert dargestellt in dem noch immer unübertroffenen Standardwerk des finnischen Germanisten Hugo Suolahti: Die deutschen Vogelnamen. Eine wortgeschichtliche Untersuchung. 1909 (ein unveränderter photomechanischer Nachdruck erschien 2000 bei de Gruyter; falls er noch erhältlich sein sollte, empfehle ich dieses Buch jedem Ornithologen): „Ein anderer Ausdruck für die Wildgänse ist *Schneegans*. Der Name hängt zusammen mit der öfters beobachteten Tatsache, daß das Erscheinen dieser Vögel ein Vorzeichen strenger Kälte, Hagel und Schneefalls ist (die hier angemerkte Fußnote teile ich unten noch mit, SB). Bereits Albertus Magnus *De animalibus* S. U 7a spricht von den Wildgänsen als Wetterpropheten: ‚Silvestres autem anseres omnes gregatim volando, ordinem servant literatum, sicut et grues: et cum volant, flatui ventorum quo facilius volant committunt et ideo multi predicant ventos et frigora et ymbrel ad volatum ipsorum.‘ Der Name bezieht sich auf verschiedene Arten der wandernden Wildgänse. - Aus dem Umstande, daß Schwenkfeld *Ther. Sil.* (1603) S. 213 (d.i. *Theriotropeum Silesiae, Lignicii* 1603, Anm. SB) unter den Gänsearten die in Deutschland nur selten beobachtete *Schneegans* (anser hyperboreus, d.i. *Chen caerulescens*, Anm. SB) beschreibt, haben auch moderne Ornithologen den Schluß gezogen, daß Schlesien zu den südlichen Landstrichen gehört, wo dieser nordische Vogel sich zuweilen gezeigt hat. Zu beachten ist aber, daß die Schilderung Schwenkfelds von Gesner abhängig ist, der sie wieder aus Albertus Magnus übernommen hat. Dieser beschreibt den anser hyperboreus in seinem Werke *De animalibus* a.a.O.: ‚et tertius totus albus preter alarum extremas quatuor vel quinque pennas quae sunt nigerrimae et hoc genus est parvum late et alte et longe volans ---; vulgo *anseris grandinis* sive *nivis* vocantur‘. Der letztere von den hier genannten Namen des Vogels ist als *snegans* im 13. Jh. belegt (*Versus de volucr.*, Ahd.Gll. III, 714/44); dann im 15. Jh. *schneegans* a.a.O. III, 29/18 und das Synonymon *wetergans* ebenfalls im 15. Jh. a.a.O. III, 29/38. Die gewöhnliche Wildgans (anser cinereus, d.i. *Anser anser*, Anm. SB) nennt Albertus a.a.O. *gragans*. Bei der Wiedergabe der Schilderung des Albertus bemerkt Gesner, daß man in der Schweiz mit dem Ausdruck *Schneeganz* nicht nur die dritte Art des Albertus verstehe, sondern auch die erste und zweite (anser arvensis und anser segetum, d.s. *Anser anser* und *Anser fabalis*, Anm. SB). Baldner *Vogelb.* (1666) S. 11 bezieht den Namen ebenfalls auf den anser segetum (d.i. *Anser fabalis*, Anm. SB), und dieser Vogel wird wohl an den meisten Orten darunter verstanden (warum, erklärt sich aus der Fußnote unten, Anm. SB). Älter bezeugt als der heute in den Mundarten sehr verbreitete und auch in die Schriftsprache aufgenommene Name *Schneegans* ist das Synonymon *Hagelgans*, das in den ahd. Glossen als *hagalgans* (= nullis *Versus de volucibus*, *sparalus* H.S.III, 17 und *Glossae Hildegardis* in Ahd. Gll III, 404/55) belegt ist. Im Elsaß, wo dieses Wort im 16. Jh. durch das Strassburg. *Vogelb.* V. 479 (auch bei Fischart und in Spangenberg's Ganskönig) bezeugt wird, ist es nach Martin-Lienhart *Wb.* I, 226 jetzt ausgestorben. In Hessen-Nassau kommt der Name als *Halgans*, *Halegans*, *Holgans*

und in Luxemburg als *Holgans* (neben *Huergans*) vor; in Göttingen und Grubenhagen gilt *Sleckergas*, in Waldeck *Schlackergaus*, an mittlerer Eder in Hessen (d.i. die Eder, Anm. SB) *Schlackergans*, in Westfalen *Slackergos*, *Slegergos* (auch von Kranichen, ebenso wie Luxemburg. *Huergans*, gebraucht = hier haben wir die sekundäre Übertragung auf die Kraniche erwähnt, Anm. SB), welche zu *slackern* 'schneien' gehören.“ (soweit Suolahti, S. 416f.).

Die oben schon angemerkte Fußnote 1 (S. 416) ist ganz wichtig, weil er hier aus Naumann, *Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas*, zitierte, der insbesondere die Saatgänse mit diesem Namen in Verbindung brachte (was ich ja aus der eigenen Erinnerung auch schon geahnt hatte): „Nach Naumann fliegen die Saatgänse fast immer sehr hoch außer Schußweite und auch sehr unregelmäßig, d.h. bald nach der, bald nach jener Gegend zu, und dies besonders, wenn sie ungestüme Witterung merken. Sie sind daher wahre Wetterpropheten, die die bevorstehende Veränderung des Wetters auf 24 Stunden vorher empfinden; denn wenn sie im späten Herbst in guter Ordnung und sehr eilig Tag und Nacht gerade gegen Westen fliegen, so fällt gewiß sehr bald ein hoher Schnee, der ihnen in dieser Gegend die Nahrungsmittel entzieht, daher sie eine gelindere aufsuchen müssen, die ihnen dieselben noch unbeschneit darbietet. Im Frühling hingegen, wo natürlich dieser Zug gegen Osten geht, bedeutet es nachher Tauwetter.“ Interessant ist, dass die Saatgänse im Siegerland und auf dem Hohen Westerwald als „Irrgänse“ bezeichnet wurden, was ja der von Naumann mitgeteilten Beobachtung wechselnder Zugrichtungen vor dem unmittelbaren Wintereinbruch entspricht (vgl. Karl Löber: *Beharrung und Bewegung im Volksleben des Dillkreises/Hessen*. Marburg 1965, S. 63-68), was ebenfalls auf die Kraniche übertragen wurde. Die Bezeichnungen Hagel- und Halgänse sind heute ganz verschwunden. Wenn man etwas nicht mehr versteht (wie das alte Wort *hal*), dann sucht man sich neue Interpretationen. Und das sind dann die „Schneegänse“, weil sie den kommenden Schnee/Winter ankündigen. Gemeint sind auch damit in erster Linie die wilden Gänse (Grau-, insbesondere aber die Saatgänse).

Warum aber bleiben heute die Kraniche als „Schneegänse“ in der Wahrnehmung übrig? Die großen Feldgänse als reine Pflanzenfresser können seit 40, 50 Jahren wegen der milderen Winter in den norddeutschen Marschen überwintern, die sehr langen Ketten, die noch in den 1970er Jahren zu beobachten waren, kommen heute deutlich seltener, jedenfalls nicht mehr in gleichem Maß vor. Stattdessen beeindruckt uns die Kraniche, die ja stärker auf tierische Nahrung angewiesen sind und daher früher und weiter ziehen müssen, aber auch wegen der erfolgreichen Schutzprojekte wieder zugenommen haben, in der Wahrnehmung des Vogelzugs heute besonders. Aus den „Vorböten“ der „Schneegänse“ der früheren Jahrhunderte sind heute also die eigentlichen „Schneegänse“ geworden, auch wenn der Sinn der Bezeichnung nicht mehr unmittelbar erfahrbar ist, denn auf die Kraniche folgt ja nur recht selten - wie früher auf die Feldgänse - unmittelbar der Schneefall. Insofern verweist uns aber diese Verschiebung der Wahrnehmung auf die ökologischen Folgen der Klimaerwärmung, ähnlich wie die fast um 14 Tage vorgezogene Vegetationsphase der Blattentfaltung der Rotbuche von Anfang Mai auf Mitte April: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus“ trifft ja auch nicht mehr zu (eine Verschiebung, die uns als langjähriges Mittel aus den phänologischen Aufzeichnungen des Deutschen Wetterdienstes besonders auffällt).

S. Becker

Leben und Alltag unserer Vorfahren

Aus der Ahnen-Chronologie der Familien aus Roth

von Richard Pfeffer

Am Anfang der Familiengeschichte steht eine heimatgeschichtliche Betrachtung über das Leben unserer Vorfahren. Detaillierte Kenntnisse sollten nicht vermittelt werden, es ist aber unerlässlich, dass wir uns über die damaligen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse informieren. Die Ursachen für Not und Elend, die hohe Sterblichkeitsrate und die Rechtlosigkeit sind nur aus der geschichtlichen Entwicklung heraus zu erklären.

Für die geschichtlich-historische Wissenschaft war die Welt des Mittelalters eine aristokratische Welt, deren Geschichte von den Taten und Entscheidungen des weltlichen und geistlichen Adels bestimmt wurde. Das Lehnswesen bestimmte die Art und Weise, wie Herrschaft sich damals darstellte. Diese Art der Herrschaft nennen wir „Leibeigenschaft“.

Mit Haut und Haaren waren die Menschen an den Grundherrn gebunden. Politisch rechtlos, den Wohnsitz durften sie nicht wechseln, sie waren oft der Willkür ihres Herrn ausgesetzt, zu allen erdenklichen Frondiensten herangezogen, von den primitivsten Verrichtungen bis zu persönlichen Dienstleistungen. Es gab Grundherren, die sogar ihre Arbeitskräfte verkauften. Historiker bezeichnen die Leibeigenschaft als eine mildere Form der Sklaverei. Es war ein kaum vorstellbares Leben mit nur wenigen Lichtpunkten innerhalb der bäuerlichen Lebensgemeinschaft. Der Jahresrhythmus von Saat und Wachstum, Ernte und Ertrag bestimmte den Tagesablauf, das Wetter entschied über bescheidenen Wohlstand oder Armut. Die Abhängigkeit von guten und schlechten Ernten war bestimmend für das Leben der bäuerlichen Landbevölkerung. Bedroht von Seuchen und Kriegswirren hatten sie manchmal nur das Nötigste. Es fällt uns heute schwer, sich diesen Alltag vorzustellen, der von einer übermächtigen Natur geprägt war. Auch der Winter traf die Menschen mit aller Strenge, oft folgten der Kälte wegen der schlechten Ernährung Seuchen und Tod. Das allerschlimmste waren die Kriege, die auf dem Rücken der ländlichen Bevölkerung ausgetragen wurden und die Drangsalierungen durch die Grundherren, die uns zum Teil schriftlich überliefert sind. In dieser düsteren Vergan-

genheit mussten sich unsere Vorfahren bewähren, wie oft mögen sie in Trauer und Zorn die vollzogenen Unmenschlichkeiten verflucht haben. Hätte die tägliche Arbeit des Leibeigenen nicht mehr erbracht, als er selbst zum Leben brauchte, wären Adlige und Grundherren verhungert, denn sie sahen körperliche Arbeit als unter ihrer Würde an.

Die Pfarrer des Kirchspiels Fronhausen/Lahn sind seit dem Jahr 1226 bekannt. (siehe Margarete Weber: Aus der Geschichte der Kirche zu Fronhausen/Lahn, 1959). Sie waren bereits in früherer Zeit des Schreibens und Lesens kundig und haben uns manche Begebenheiten und Ereignisse schriftlich überliefert. Die Eintragungen im Kirchenbuch von Fronhausen stammen aus dem Jahr 1624, sechs Jahre nach Ausbruch des 30-jährigen Krieges. Drei Jahre später soll in Roth, dort, wo heute die Kirche steht, ein Wehrturm errichtet worden sein (leider gibt es davon keine Unterlagen, im Kirchturm steht nur die Jahreszahl 1697). Unsere Vorfahren gehörten zum Kirchspiel Fronhausen und die Kirche in Fronhausen wird im Jahre 1159 urkundlich erwähnt, das Dorf Roth 1302.

Bevor der Wehrturm errichtet wurde, sind die Toten auf dem Friedhof in Fronhausen bestattet worden. Man stelle sich vor, großes Hochwasser oder strenge Kälte mit hoher Schneedecke, Vieh konnte nicht angespannt werden. Die Angehörigen, die Nachbarn und wahrscheinlich auch andere Dorfbewohner mussten die Toten mit einem Handwagen oder einer Karre über die Feldwege nach Fronhausen zum Friedhof transportieren. Unter dem damaligen Schenkischen Schultheiß Georg Buchenbühl wurde dann rund um den Wehrturm der erste Totenhof eingerichtet. Es war auch höchste Zeit, denn die drangsalierte Landbevölkerung hatte im 30-jährigen Krieg schwer zu leiden gehabt. Die Pfarrer haben uns überliefert, dass es oft zu Mord und Totschlag kam, es war kein Religionskrieg mehr. Soldaten ausländischer Mächte tummelten sich auf deutschem Boden und requirierten Vieh und Vorräte auf den landwirtschaftlichen Höfen. Bis zum Jahr 1634 waren schon große Schäden entstanden. Wenn die Einwohner frühzeitig gewarnt wur-

den, flüchteten sie vor lauter Angst in die Wälder, Vieh und Vorräte wurden mitgenommen. Die große und kleine Schanze im Wald Richtung Ebsdorf sind stumme Zeugen der Vergangenheit. Dann kam das Jahr 1635, das Pestjahr. Anfang des Jahres, in den Wintermonaten gab es nur einzelne Opfer. Das sollte sich ab Mai gründlich ändern. Die Pest hatte sich ausgebreitet, hauptsächlich in Fronhausen und Roth traf sie die Einwohner mit voller Wucht. Durch die Kriegsvölker wurde die Seuche von Ort zu Ort getragen und die Gräueltaten nahmen neben dem schrecklichen Sterben kein Ende. Es war eine furchtbare Zeit des Sterbens und Verderbens, nicht einmal die Gotteshäuser waren vor den räuberischen Banden sicher. Aus den Eintragungen im Kirchenbuch von Fronhausen, die der damalige Pfarrer Johannes Stoll oft mit zitteriger Hand geschrieben hat, ist uns das ganze Drama überliefert.

Am Jahresende 1635 waren in Roth 11 Männer, 14 Weiber, 1 Knecht, 7 Mägde, 24 Kinder – insgesamt 57 Einwohner – an der Seuche gestorben. Neben den Orten Fronhausen, Roth, Wenkbach, Argenstein starben im Kirchspiel Fronhausen, zu dem damals noch die Orte Oberwalgern, Holzhausen und Wolfshausen gehörten, 308 Menschen an der Pest.

Am Ende des Jahres schreibt Pfarrer Stoll: *Gott gebe und verleih, dass dies beginnende Jahr 1636 glücklicher und mit mehr Fried und Gesundheit seinen Anfang und Ende nehmen möge, Amen. Das verleihe, o du getreuer Gott, um Jesu Christi willen, Amen.*

1636 hatte die Seuche ihren Höhepunkt überschritten, die Eintragungen im Kirchenbuch *starb peste* wurden seltener, es gab ja auch viel weniger Menschen in den Orten. Schlimme Zeiten gab es noch 1640 im hessischen Bruderkrieg 1646-1648. Es gibt keine Parallele zu diesen Ereignissen; im 30-jährigen Krieg und weit über das Jahr 1700 hinaus hatten die Menschen zu tun, um die Kriegsschäden zu beseitigen. Wer am Leben geblieben war und auf sein Anwesen zurückkehrte, stand oft vor dem Nichts. Haus und Hof waren ausgeplündert, das Vieh abgeschlachtet oder weggetrieben, die Felder von Gestrüpp überwuchert. Die bäuerliche Arbeit mit all ihrer Mühsal hatte sich also während

des ganzen Mittelalters bis hinein ins 19. Jahrhundert nicht verändert. Im Laufe der Geschichte erhofften sich die Menschen immer wieder die Befreiung von den drückenden Lasten der Grundherrschaft, von Schollengebundenheit, von der Hoffnungslosigkeit, sich aus dem erniedrigenden Dasein lösen zu können.

Es sollte noch lange dauern, bis es endlich so weit war, dass durch die Reform des Reichsfreiherrn vom und zum Stein – 1808 durch Napoleon angeregt – und der kurhessischen Verfassung vom 5. Januar 1831 die Bauern aus der Leibeigenschaft entlassen wurden. Sie hatten dafür einen hohen Preis zu zahlen. Die sowieso schon verschuldeten Bauern mussten das 20-fache des jährlichen Pachtzinses zahlen. Als die letzten Ablöseschulden getilgt waren, schrieb man das Jahr 1888.

Hessen war neben anderen Landschaften um die Mitte des 19. Jahrhunderts das Armenhaus Deutschlands. Viele Menschen konnten die Armut mit all ihren Lasten nicht mehr ertragen und wanderten aus nach Amerika, England oder Frankreich, aus Roth waren es 81 Personen. Die Auswanderung nach Amerika war mit Kosten verbunden. Der Verkauf von Haus und Hof erbrachte die notwendigen Gelder, um die Überfahrt zu finanzieren. In leergewordene Häuser zogen oft jüdische Mitbürger ein und wurden ansässig, bis Ende der dreißiger, Anfang der vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts, jetzt wurden die jüdischen Mitbürger im ‚Dritten Deutschen Reich‘ als unerwünschte Bürger verfolgt.

Nachbemerkung von Otto Weimar:

Der vorstehende Beitrag ist aus dem Nachlass von Richard Pfeffer entnommen, der bis ins Alter in den Kirchenbüchern der umliegenden Pfarrämter, im Hessischen Staatsarchiv Marburg, im Gemeindearchiv Weimar, im Buch von Margarete Weber: *Geschichte der Kirche von Fronhausen*, im Deutschen Namens-Lexikon, im Historischen Ortslexikon des Landes Hessen u.a. geforscht hat. Die Pfarrer haben früher viele Begebenheiten aufgeschrieben.

Richard Pfeffer hat für die Familien in Roth ihre Ahnenchronik erforscht und für die einzelnen Familien deren Stammtafeln zusammengestellt. Dafür sind wir ihm heute dankbar.

Die Glocken in unserer Kirchengemeinde

Wenkbach – Argenstein - Wolfshausen

von Otto.Weimar

Im Kern unserer Dörfer der Kirchengemeinde stehen die Kirchen mit ihren Glocken: Roth, Wenkbach und Wolfshausen, in der Vergangenheit und auch in der Gegenwart ein zentraler Mittelpunkt der Gemeinden, heute sind es oft die Bürgerhäuser.

Die Glocken erklingen zu bestimmten Tageszeiten, zu den Gottesdiensten, sowie zu freudigen und traurigen Anlässen. Am Jahresende verabschieden sie das alte Jahr und begrüßen das neue Jahr. Doch auch erinnert das Läuten der Glocken unsere Gesellschaft immer an den christlichen Teil unserer Kulturgeschichte. Glockenklänge sind auch Heimatklänge, ob man sich zum Gebet rufen lässt oder auch nicht, ihr Klang erreicht das Herz. Auch gehört zur Aufgabe der Glocken ihr Ruf zum Gottesdienst. Es gibt kaum ein Musikinstrument, das die Menschen so fasziniert wie eine Glocke. Sie ist im Alltag fest verwurzelt. Die Glocke ist das vielseitigste und älteste Musikinstrument der Menschheit. Schon seit dem vierten Jahrhundert dienten die Glocken in den Klöstern als Signal, um die Mönche und Nonnen zum täglichen Gebet zu rufen. „Zum Größeren Ruhme Gottes“ fand die Glocke im sechsten Jahrhundert eine schnelle Verbreitung, so kann man es in alten Schriften nachlesen. Die Klangqualität und die Form nahmen einen höheren Stellenwert ein. Im Mittelalter gab es vier Glockenformen, davon hat sich die „Gotische Rippe“ bewährt und auch durchgesetzt, (die heutige Glockenform). Ihr Geläut berührt immer wieder viele Menschen. Dichter haben schon über Glocken geschrieben. Von Kindheit an begleiten Glocken uns und läuten auf unserem letzten Weg.

Über die **Glocken in Roth** wurde bereits im Heft 49 / 2014 berichtet.

Die Glocken von Wenkbach:

Die Glocken in der Kirche von Wenkbach sind sehr alt, deshalb wurden sie im 2. Weltkrieg als „Kunstwert“ eingestuft und durften in der Kirche bleiben. Die große Glocke „St. Katharina“ stammt aus dem Jahr 1465. Sie hat einen Durchmesser von 78 cm und eine Höhe von 82 cm und wiegt ca. 280 kg. Der Glockenhals ist geschmückt mit einem Schriftband. Die Inschrift lautet: „anno dni MCDLXV Erä est campana in honore ste katherina“. So könnte die

Übersetzung lauten: „Im Jahre des Herrn (dni=domini) 1465 entstand die Glocke zur Ehre der Heiligen Katharina“.

Die kleine Glocke, auch etwa aus der Zeit der großen Glocke, hat einen Durchmesser von 61 cm, eine Höhe von 67 cm und ein Gewicht von 160 kg. Die Inschrift lautet: „ave maria gracia plena dominus tecum benedicta tu in mulieribus et benedictus“. So könnte diese Übersetzung lauten: „Gegrüßet seist du Maria, der Herr ist mit dir, du bist gesegnet unter den Frauen und gebenedeit (ist die Frucht deines Leibes Jesus Christus, müsste die Inschrift fortgesetzt werden)“.

Im Zweiten Weltkrieg mussten 1940 alle Bronzeglocken in den Kirchen der Reichsstelle für Metalle gemeldet werden. Der damalige Pfarrgehilfe Textor beantragte für die Wenkbacher Glocken, diese in der Kirche zu lassen, da sie einen „kunstgeschichtlichen“ Wert besäßen. Der Antrag konnte nicht verhindern, dass die große Glocke „St. Katharina“ am 3. Februar 1942 abgegeben werden musste. Jedoch wurde die Glocke nach Kriegsende in einem Sammelager (Glockenfriedhof) in Hamburg gefunden. Sie kam 1947 in die Gemeinde zurück und erfreut heute noch das Dorf mit ihrem Klang.

Bei der Renovierung des Kirchturms 2016/17 mussten die Glockenstühle neu angepasst werden, der elektrische Antrieb wurde auch überholt. Das Läuten der Glocken ist wieder gesichert.

Die Glocken von Wolfshausen:

Die drei neuen Bronzeglocken wurden in Wolfshausen zur 700-Jahrfeier am Sonntag Rogate, dem 19. Mai 1974, in einem ökumenischen Gottesdienst feierlich eingeweiht. Vorher waren die drei Stahlglocken zusammen mit den unbrauchbar gewordenen Glockenstühlen ausgebaut worden. Ein neuer freistehender Glockenstuhl wurde im Turm für die neuen Glocken montiert und neue elektrische Läutemaschinen eingebaut. Die Glocken wurden von der Glockengießerei Petit und Edelbrock in Genschler/Westfalen gegossen und zeichnen sich durch eine ausgewogene Harmonie des Klanges aus. Sie sind auf die Töne: g⁴ - h⁴ - d⁵, das „Te-Deum-Motiv“, gestimmt. Die große g⁴-Glocke hat ein Gewicht von 305 kg und trägt die

Inschrift: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden.“ Die mittlere h“-Glocke hat ein Gewicht von 178 kg und trägt die Inschrift: „Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit Amen.“ Die kleine d“-Glocke hat ein Gewicht von 129 kg und trägt die Inschrift: „O Land, Land, Land höre des Herrn Wort.“

Die alten Stahlglocken kamen zum Schrott, aber dann wurde eine davon wiedergefunden, es wurde ein Gestell dafür gebaut und bis heute hängt die Glocke vor dem Bürgerhaus. Nach einer größeren Kirchenrenovierung, die etliche Jahre in Anspruch nahm und bei der auch die Glocken neu aufgehängt wurden, konnte am 12. Juli 2015 der Einweihungsgottesdienst gefeiert werden.

Die Glocken von Argenstein:

Auch in Argenstein gibt es Glocken. Im Jahr 1752 wurde im alten Dorf ein Backhaus errichtet, es hatte einen drei Meter hohen Turm, in

dem die in Gießen gegossene Glocke aus dem Jahre 1753 hing. Die Inschrift lautet: „IN GIEßEN GOS MICH 1753 HENSCHEL:“

Bei verschiedenen Anlässen und Feiern wurde die Glocke von Hand geläutet. Als das Backhaus abgerissen wurde, hat man später im neu errichteten Feuerwehr-Haus, dem ein kleiner Turm aufgesetzt wurde, die Glocke wieder aufgehängt. Die Argensteiner wünschten sich eine zweite Glocke und durch Spenden konnte eine zweite angeschafft werden. Die Inschrift: „Ich wurde gespendet von den Argensteinern 1976“. Beide Glocken hängen im kleinen Turm des Feuerwehr-Hauses friedlich nebeneinander und können bei bestimmten Anlässen geläutet werden.

Quellen: Pfarrarchiv Roth; Chronikbücher aus Roth, Wenkbach, Argenstein, Wolfshausen, sowie eigene Aufzeichnungen.

Kleine Mitteilung

Der Wachtelschlag. In den Feldern rings um die Dörfer der Gemeinde Weimar, da, wo die Ähren der Gersten- und Roggenhalme sich im Wind wiegen und an den Ackerrainen die kleinen Blüten der Ackerwinde und der Steinnelke sich der Sonne entgegenrecken, hören wir in den letzten Jahren wieder häufiger einen schnarrenden Ruf: „pick-wer-wick, pick-wer-wick!“ Es ist die Feldwachtel (*Coturnix coturnix*), die viele Jahre fast verschwunden war, nun aber zurückgekehrt ist und an heißen Frühsommertagen fleißig schlägt. Ob es wirklich eine dauerhafte Population ist, die eine lange Reise übers Mittelmeer ins Winterquartier antritt und im Frühjahr wieder zurückkehrt, oder ob es immer wieder neu ausgewilderte Bestände aus Fasanerien sind, mag dahin gestellt sein. Für den Jagdbetrieb werden mancherorts, so auch in Oberweimar, neben Jagdfasanen, Stockenten und Japanwachteln auch europäische Wachteln gepflegt, und der eine oder andere dieser flinken Vögel wird auch schon ausgebüxt sein. Nach vielen Jahrzehnten, in denen das Verstummen des Wachtelschlags eine leise Ahnung des „stummen Frühlings“ aufkommen ließ (Rachel Carson: Der stumme Frühling. dt. Ausgabe von „Silent Spring“, München 1962, Neuausgabe München 1990), erklingt er aber nun wieder, und dies hat mir beim Spaziergang durch die wogenden Ährenfelder am Gemeimertsberg in Niederwalgern ein altes Lied in Erinnerung gerufen, das diesem aus Kindertagen vertrauten Laut der Erntezeit gewidmet ist:

Horch, wie schallts dorten
so lieblich hervor:
„Fürchte Gott! Fürchte Gott!“
Ruft mir die Wachtel in's Ohr.
Sitzend im Grünen
von Halmen umhüllt,
mahnt sie den Horcher
im Saatengefeld:
„Liebe Gott! Liebe Gott!“
Er ist so gütig und mild.

Wieder bedeutet
ihr hüpfender Schlag:
„Lobe Gott! Lobe Gott!“
der dich zu lohnen vermag.
Siehst du die herrlichen
Früchte im Feld,
sieh sie mit Rührung,
Bewohner der Welt!
„Danke Gott! Danke Gott!“
Der dich ernähret, erhält.

Samuel Friedrich Sauters 1796 nach einem wenig älteren Lied getextete Strophen des „Wachtelschlags“ wurden 1812 mit der Melodie von Karl Gottlieb Hering unterlegt. Das Lied ist ganz ähnlich (*Höret! wie d' wachtel in traid dorten schlagt*) schon in der Ostracher Liederhandschrift enthalten. Franz Magnus Böhme (Volksthümliche Lieder der Deutschen. Leipzig 1895) verzeichnet ebenfalls ältere Varianten, die in fliegenden Blättern, von Ludwig Erk um 1780/90 datiert, veröffentlicht und danach auch ins „Wunderhorn“ (alte Ausgabe 1806, S. 257) übernommen wurden; die von Böhme abgedruckte Variante erschien in „Büschings Wöchentlichen Nachrichten“ (Breslau 1816: Bd. I, 3), er weist zudem auf eine in Birlingers Ausgabe des „Wunderhorns“ benutzte Handschrift von 1770 aus Arnims Nachlass hin. Sauters Text wurde zuerst 1799 in Carl Langes „Taschenbuch für häusliche und gesellschaftliche Freuden“ veröffentlicht und avancierte zu einem der berühmtesten im Volkston geschriebenen Lieder des frühen 19. Jahrhunderts. Noch Jahrzehnte wurde es an den Schulen gesungen. Ein Hinweis auf die lange Tradierung der Ostracher Variante findet sich im Nachlass Schlosser in einem 1865 in Pöllau in der Steiermark aufgezeichneten Bericht: „Zu Kirchberg an der Raab und besonders im nahen Lormaberge wird ‚das Wachtellied‘ – ein echtes Volkslied – gesungen, welches anfängt: ‚Anhört, wie die Wachtel im Getreide schön schlägt!‘“ (Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung [ZA], Marburg, 188.520; vgl. auch eine

fast gleichlautende, von Pfarrer Fandler in Pöllau mitgeteilte Variante im Ferk-Nachlass, ZA 188.265). Neben der breiten Popularisierung des Sauterschen Liedes über die Schulen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind auch solche älteren Varianten in regionalen Liedreper-toires erhalten geblieben.



Wachtelpaar mit Küken. Abbildung aus Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas (1897)

Dieses Lied gab das Zeitgefühl der deutschen Romantik wieder wie kaum ein zweites, jenes Sentiment, das ja zur romantischen Dichtung gehört wie die Ironie. Was wir hier im bürgerlichen Blick aufs Volk finden, ist als Beschwichtigungsgeste zu lesen, die Gottesfurcht und Gotteslob mit den Bildern und Deutungen der Natur als Schöpfung verbob. So ist das Motiv auch in religiösen Beispielerzählungen wie Maurers „Gottes gütige Wunderhilfe durch unvernünftige Geschöpfe“ (um 1910) rezipiert worden. Wenn wir darin aber eine Beschwichtigungsformel sehen wollen, dann müsste es ja auch ein Aufbegehren oder doch die Erwartung und Befürchtung eines Aufbegehrens gegeben haben. Und so mutet es fast wie eine Spiegelung an, wenn wir als Korrektiv jene hübsche Erzählung vom Wachtel-schlag hinzunehmen, die der Nordshäuser Pfarrer Philipp Hoffmeister 1869 in seine „Hessische Volksdichtung“ aufnahm und die just in der Zeit ansetzt, in der Herings Ver-tonung des Sauterschen Wachtelschlags populär zu werden begann: „In den Nothjahren von 1816 und 1817 kam ein Tagelöhner von Niederzwehren früh Morgens nach Kassel und wollte sich einen Wecke zum Frühstück mitnehmen. Er klopft an den ersten Bäckerladen und fordert einen Wecke. Der Bäcker ruft: um einen Dreier stehe ich nicht auf; ich liege noch im Bett. – Nun so reicht mir den Wecke durch das Schlüsselloch hindurch, antwortet der Tagelöhner. Und so ist es denn auch geschehen. Damals hat die Wachtel ihren Ruf achtzehnmal hinter einander ertönen lassen und es ist ein weit verbreiteter Glaube, dass das Viertel Korn soviel Thaler koste als der Wachtel-schlag geschieht und wirklich hat das Korn auch 18 Thlr. gegolten. – Im Jahre 1847 hätte ein Bauer von Breitenbach noch recht gut zwei Viertel Korn brauchen können. Er fährt da-

her nach Altenstädt, wo er wusste, dass Frucht zu kaufen war. Der Mann an den er sich in Altenstädt wendet, schämt sich jedoch den hohen Preis mit Worten auszudrücken, sondern nimmt ein Stück Kreide und schreibt auf den Tisch, dass er 42 Thlr. für die zwei Viertel verlange. Das ist dem Breitenbacher doch ein wenig zu arg und so fährt er denn lieber mit leerem Wagen wieder nach Hause. – Viele, besonders die Kinder haben damals grossen Hunger gelitten.“

Die Erzählung, die Hoffmeister hier aufzeichnete, erinnert an die Zeit der Hungerjahre und der Brotunruhen im Vormärz, die besonders in Kurhessen mit seiner vorwiegend agrarisch geprägten Wirtschafts- und Sozialstruktur und noch vornehmlich an vorindustriellen Lösungsmodellen orientierten Wirtschaftspolitik in die Krise des Pauperismus führte. Bevölkerungswachstum und Ernteausfälle hatten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen Prozess der Auszehrung und Proletarisierung unterbäuerlicher Schichten und der kleinbäuerlichen Anwesen eingeleitet – einen Prozess, der in die Auswanderungswellen mündete. Geschärft durch die Revolutionsfurcht im zeitlichen Umfeld der Verfassungsgebung von 1831, ist für die Zeit nach 1830 ein deutliches Anwachsen der Pauperismuskultur und der Aufmerksamkeit des Staates gegenüber Ausmaß und Folgen der Armut im Land festzustellen. Martin Kukowski hat in seiner Untersuchung diesen gesellschaftlichen Wandlungsprozess herausgearbeitet, der von einer bäuerlich-heimgewerblich geprägten Sozialstruktur in den ersten Jahrzehnten zu einer Sozialstruktur führte, die Mitte des 19. Jahrhunderts lediglich noch zu etwa 30 Prozent aus hauptberuflichen Bauernfamilien, sonst aber überwiegend aus gewerblich-handarbeitender oder im Tagelohn tätiger Bevölkerung zusammengesetzt war (Martin Kukowski: Pauperismus in Kurhessen. Ein Beitrag zur Entstehung und Entwicklung der Massenarmut in Deutschland 1815-1855. Darmstadt/Marburg 1995). Er leitet daraus den Begriff der „Entbäuerlichung“ des Landes ab, jene Proletarisierung, die durch wirtschaftliche Substanzauszehrung und Deklassierung breiter Schichten, vor allem der Kleinbauern, Heimgewerbetreibenden, Handwerker und Handarbeiter als Folge des Erwerbsmangels gekennzeichnet war. Diesem augenfälligen demographischen Prozess der wirtschaftlichen Marginalisierung stand die Land- und Kapitalakkumulation der großbäuerlichen Höfe gegenüber. Sie äußerte sich gerade in Kurhessen um 1840 in den 675 großteils landwirtschaftlichen Brennereien, in denen 90.000 Ohm Branntwein im Wert von 1.300.000 bis 1.400.000 Talern hergestellt wurden, von denen der kurhessische Staat 100.700 Taler Steuereinnahmen bezog (Georg Landau: Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen. Kassel 1842, S. 110f.) – ein staatlich geduldeter, ja geförderter Entzug von Grundnahrungsmitteln wie Getreide und Kartoffeln, der Ursache und Kehrseite (also auch hier wieder eine Spiegelung!) der Teuerung des Brotgetreides und des grassierenden Elendsalkoholismus als schlimmster Begleiterscheinung des Pauperismus war.

Das war der Kontext, in dem Erzählungen wie Hoffmeisters „Wachtel-schlag“ entstehen konnten – und aufgezeichnet wurden. Die Ankündigung von Teuerung und Notzeit im Ruf der Feldwachtel ist in späteren Aufzeichnungen zu Vogelstimmendeutungen nicht mehr enthalten, dort finden wir dann nur die Forderung der Arbeitsdisziplin, also die Tradierung des „Fürchte Gott!“ und „Bück’ den Rück!“ (Albert Boßler: Über Vogelstimmen und ihre volkstümliche Deutung in Oberhessen. In: Hessenland, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur 25, 1911, S. 309-312), die ja schon im bürgerlichen Blick auf die Volkskultur in der Romantik entworfen wurde. Deu-

tungen bedürfen also der Kontextualisierung, und die von Hoffmeister aufgezeichnete Erzählung ist ein schönes Beispiel für die narrativen Verarbeitungen von Armut- und Krisenerfahrungen, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend entstanden und in die Zeit des Vormärz vor der Revolution 1848 mündeten.

Die Zeit der Revolution von 1848 ist auch an unseren Dörfern nicht vorübergegangen, auch hier gab es Hoffnungen auf eine Liberalisierung und Demokratisierung der Gesellschaft ebenso wie Hoffnungen auf eine geeinte Nation, die über Fürstenherrschaft und Fürstenwillkür der Territorialstaaten hinweg als größeres Vaterland erstehen sollte, Hoffnungen, die mit der Verfassung von 1831 verbunden wurden, auch in der Landbevölkerung. Mit der liberalen, dem Kurfürsten abgerungenen und für den Demokratisierungsprozess in den deutschen Staaten richtungweisenden Verfassung war in Kurhessen die politische Errungenschaft einer landständischen Vertretung der Landwirte erreicht worden. Diese Errungenschaft aber war unmittelbar vor der Revolution in Gefahr, und diese Gefährdung des Demokratisierungsprozesses wurde aufmerksam wahrgenommen, wie es in der Zirkulation von Abschriften eines kurfürstlichen Schreibens an die Stände und in dessen Auslegung zum Ausdruck kommt.

Nach dem Tod Kurfürst Wilhelms I. 1847 war ein von ihm testamentarisch verfügtetes Schreiben an die Landstände gegangen, das wohl über den Abgeordneten der Zweiten Kammer Heinrich Lauer (1816-1896) auch nach Niederwalgern gelangte, wo es vom damaligen Schullehrer Johann Heinrich Kaletsch (1807-1852) abgeschrieben wurde. Eine dieser Abschriften ist mit den Erbleihbriefen und Ehekontrakten des *Schonke-Hofes* überliefert worden (vgl. ausführlicher Siegfried Becker: Strohdächer und ziviler Ungehorsam. Zu bäuerlichen Widerstandsformen im Marburger Land. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 39, 2004, S. 108-126; ders.: Die letzten Strohdächer. In: Niederwalgern 1235-2010. Ereignisse und Erinnerungen aus 775 Jahren. Weimar/Lahn 2010, S. 481-496).

Es ist eine zeitgenössische Abschrift des Schreibens, das Kurfürst Wilhelm II. an die Stände richtete, *geschr. Niederwalgern am 14ten Januar 1848* und betitelt mit *Kurfürst Wilh. II letzter Wille*, aus dem nachstehend einige Auszüge wiedergegeben seien. Wilhelm II., der sich nach Frankfurt zurückgezogen und die Regierungsgeschäfte seinem Sohn und Mitregenten Friedrich Wilhelm überlassen hatte, starb am 20. November 1847; rasch wurde bekannt, dass er einen Brief an die Stände hinterlassen hatte. Nicht das Original, aber eine Abschrift befindet sich auch in den Akten der Ständekammer (vgl. HStAM Best. 73 Hess. Landstände 1509-1866, Acc. 992, Vereinbarung über die Hofdotation und deren Verwaltung sowie die Verwaltung des Staatsvermögens, 3, 1841-1850; Prof. Dr. Günter Hollenberg danke ich für frdl. Hinweise).

Wie aus dem Vorsatz der Abschrift hervorgeht, war die Urschrift von Dr. Ohlenschlaeger an den Präsidenten der kurhessischen Ständeversammlung adressiert worden, datiert zu Frankfurt am Todestag, und *durch allerhöchstes Handbillet vom 8t. Dezember 1841* auf besonderen Wunsch des verstorbenen Kurfürsten hin: *Mein lieber Doktor Ohlenschlaeger! Ich lasse Ihnen das beiliegende verschlossene Schreiben an die Kurhessischen Stände zugehen, um solches nach Meinem in Gottes Hand stehenden Ableben an die Adresse zu besorgen. Uebrigens verbleibe mit vieler Achtung Ihr wohlgeneigter Wilhelm II.* Für die Anfertigung der Abschrift dürften die unmittelbar an die

Stände gerichteten und auf die Verfassung von 1831 bezogenen Zeilen Anlass gewesen sein: *Als für das Andenken an Uns bleibendes Denkmal hinterlassen Wir die Unseren Landen gegebene Verfassung. Möge sie bei allen Unseren Unterthanen Unseren Anspruch auf dankbare Rückerinnerung an die Zeit Unseres Lebens und Unserer Regierung begründen. [...] Zu Unseren getreuen Ständen hegen Wir das Vertrauen, daß sie [...] nur das unzertrennliche Wohl ihres angestammten Fürsten und des Landes im Auge haben, nur solches, wie es getreue Unterthanen und redlichen Männern geziemt, innerhalb der ihnen vorgezeichneten Schranken ihres Wirkungskreises, vertreten, und so die Aufrechterhaltung der von Uns gegebenen Verfassung, das Glück Unserer Unterthanen, sichern werden.*

Dieses Schreiben ist, darauf hat Seier hingewiesen, gedeutet worden als Wunsch des Verstorbenen, die 1831 gewährte Verfassung aufrecht zu erhalten; doch den ersten Verlautbarungen des neuen Landesherrn mangelte es an einer entsprechenden Festlegung. Zusammen mit einer Militärordre, die für eine nach dem Thronwechsel erfolgende Neuvereidigung der Soldaten nur den Fahneid, nicht aber ein Verfassungsgelöbnis vorschrieb, gab diese Auslegung des Briefes an die Stände dem Gerücht Nahrung, das Grundgesetz solle unter dem Thronfolger nach dem Vorbild Hannovers von 1837 entweder entfallen oder zurückgenommen werden; damit war eine aufgeheizte Stimmung im Kurstaat entstanden, in der die Furcht vor Fürstenwillkür in eine Loyalitätskrise, ja in eine Staatsstreichgefahr mündete (Hellmut Seier: Das Kurfürstentum Hessen 1803-1866. In: Handbuch der hessischen Geschichte, 4. Bd.: Hessen im Deutschen Bund und im neuen Deutschen Reich 1806/1815 bis 1945. 2. Teilbd.: Die hessischen Staaten bis 1945. Marburg 1998, S. 1-183, hier S. 100). Die Befürchtung war nicht unbegründet, denn tatsächlich hatte der neue Kurfürst Friedrich Wilhelm die Beseitigung der Verfassung angestrebt und wurde davon lediglich durch eine Depesche Metternichs aus Wien abgehalten. Wir können also aus der Abschrift und ihrer sorgfältigen Aufbewahrung bei den Rechtsdokumenten des Hofes entnehmen, dass eine Sensibilisierung für die politische Lage unter der Bauernschaft in Niederwalgern vorhanden war, in der Maßnahmen und Vorgehen der Obrigkeit argwöhnisch beobachtet wurden.

Politische Diskurse des Vormärz spiegeln sich auch in Poesie und Erzählung, ja wir müssen die Poesie der Romantik anders lesen, ihre Ironie verstehen lernen (vgl. Erwin Petzi: Eduard Mörikes Kunst der schönen Täuschung. Frankfurt am Main u.a. 2004). Die in scheinbar naturselige Gedichte verpackte bittere Ironie am Vorabend der Revolution gibt wohl kaum ein Text besser wieder als das „Ährenfeld“ von August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, 1843 zur Melodie eines schlesischen Volksliedes geschrieben und gewiss nicht von ungefähr Assoziationen zu Feld und Brotgetreide herstellend. „Ein Leben war's im Ährenfeld Wie sonst wohl nirgend auf der Welt, Musik und Kirmes weit und breit Und lauter Lust und Fröhlichkeit“ beginnt das Gedicht, das dem Treiben der Grillen, Käfer und Fliegen gewidmet ist, die es sich im Bestand der wogenden Halme „gar wohl dort sein“ ließen. „Wie aber geht es in der Welt? Heut' ist gemäht das Ährenfeld, Zerstört ist das schöne Haus, Und hin ist Kirmes, Tanz und Schmaus.“

S. Becker

Einzug von Lehrer Christoph Wagner in Roth

von Otto Weimar

Am 16. Oktober 1903 ist Christoph Wagner als Lehrer in das alte Schulhaus in Roth mit Familie eingezogen, er kam aus Oberorke (bei Vöhl) im Kreis Frankenberg. Das neue Schulhaus war noch nicht gebaut, so musste er vorerst im alten Schulgebäude wohnen und auch im Schulsaal die Kinder aus Roth unterrichten.



Die alte Schule in Roth (Zeichnung H. Ehlich)

Ein Zeitungsbericht aus der „Oberhessischen Zeitung“ vom 20. Oktober 1903: „Gestern fand der Einzug des von Oberorke, Kreis Frankenberg, auf seinen Wunsch nach hier versetzten Herr Lehrer Wagner in sehr feierlicher Weise statt. Um 3 Uhr nachmittags standen der Kriegerverein, der Gesangverein, beide mit ihren Fahnen, sowie die Schulkinder und viele Bewohner des Ortes, am südlichen Eingang des Dorfes, um ihren neuen Lehrer festlich zu empfangen. Nachdem die Vorstände der beiden Vereine Herrn Lehrer Wagner im Namen derselben begrüßt und herzlich willkommen geheißen hatten, bewegte sich der Festzug bis vor das festlich geschmückte Schulhaus, wo sich viele Bewohner des Dorfes, alt und jung, groß und klein eingefunden hatten. Am Schulhaus angekommen, hielt Herr Bürgermeister Pfeffer eine kräftige Ansprache, welche in ein dreifaches Hoch auf den neuen Lehrer ausklang. Der Empfang, welchen das Dorf, hauptsächlich die hiesigen Vereine dem neuen Lehrer bereiteten, war

umso feierlicher und doppelt freudiger, da seit dem Weggang des früheren Lehrers kein Bewerber es wagen wollte, die so verrufene hiesige Schulstelle anzunehmen. Viele Bewerber wurden durch schlechtes Zureden zurückgeschreckt, bis endlich der jetzige Herr Lehrer Wagner, durch Zureden eines guten Freundes und Förderers des Dorfes wagte, die Stelle anzunehmen, vielen Dank für sein Unternehmen. Das Verbringen der Sachen, Möbel und dergleichen in die Wohnung ging schnell vonstatten, ein jeder wollte gerne behilflich sein. Auch mag wohl viele die Neugier geplagt haben, um in das Innere des Schulhauses zu gelangen. Schreiner, Weißbinder und Maler hatten fleißig gearbeitet, wirklich war von einer ungesunden modrigen Luft und einem Ententeich im Keller, wie man kürzlich in einem Artikel einer Zeitung lesen konnte, keine Spur zu finden. Unserem Herrn Lehrer Wagner und seiner Frau wünscht die Gemeinde, dass sie die kurze Zeit, welche sie noch im alten Schulhaus wohnen (hoffentlich wird das neue Schulhaus im Frühjahr nächsten Jahres in Bau genommen), gesund und munter erleben, um im neuen Schulhaus lange für das Wohl der Gemeinde als Lehrer tätig sein zu können.“



Die neue Schule in Roth von 1908 (Zeichnung H. Ehlich)

Zur Erinnerung: Am 12. Oktober 1908 wurde die neue Schule eingeweiht. Die Kinder nahmen von der alten Schule Abschied und es ging in einem feierlichen Zug zu dem neu erbauten Schulhaus. Der Schlüssel wurde von Bauleiter Pfuhl, dem Landrat Negerlein und dem Schulinspektor (Ortspfarrer Landau) dem Lehrer Christoph Wagner überreicht. Im Schulsaal fanden die Ansprachen statt. Außer den zwei Klassenräumen befanden sich im Obergeschoss

noch zwei Wohnungen für die Lehrer, denn es wurde auch eine zweite Lehrerstelle bewilligt. Lehrer Wagner konnte jetzt umziehen. Er wohnte im alten Schulhaus 5 Jahre und 25 Jahre in der neuen Schule.

Die alte Schule könnte um 1770 erbaut worden sein, sie war baufällig und wurde 1976 abgerissen. Auf dem Platz steht heute das Buswartehäuschen.

Das Trinkwasser in Wenkbach

von Otto Weimar

Auch in Wenkbach stieg der Wasserverbrauch nach 1945, einmal durch den wirtschaftlichen Fortschritt, aber auch durch den Bevölkerungszuwachs, durch die Flüchtlinge. Die Gemeinde Wenkbach bemühte sich um 1950, die Versorgung mit Trink- und Löschwasser für das Dorf sicherzustellen, denn Wenkbach besaß noch keine eigene Wasserleitung.



Der damalige Bürgermeister Karber ließ 1950 ein Gutachten des „Hessischen Landesamtes für Bodenforschung“ zur Planung einer Gemeinde-Wasserleitung erstellen. Im Gutachten heißt es: „Die Gemeinde Wenkbach mit ca. 600 Einwohnern, mit 210 Stück Großvieh und 350 Stück Kleinvieh besitzt noch keine Wasserleitung, sie

wird durch zahlreiche Haus- und Gemeindebrunnen mit Wasser versorgt. Diese Brunnen sind vom hygienischen Standpunkt aus wegen ihrer Lage zu beanstanden. Der Bau einer Wasserleitung ist dringend geboten. – Wenkbach liegt am Westrand der breiten Lahnaue etwas unterhalb von der Einmündung der Allna. Die Höhen des westlichen Talhanges werden von Schichten des Zechsteines aufgebaut, über die sich Lößlehm hinweg legt. Nicht sehr weit westlich vom Lahntal tritt der paläozoische Schiefergebirgssockel, westlich die Zechsteinscholle an die Oberfläche. Brauchbare Quellen sind in näherer Umgebung nicht vorhanden“ (aus dem Buch „700 Jahre Wenkbach“ von 2002).

Man konnte nicht ausschließen, dass auch mancher Brunnen verschmutzt war, das Abwasser floss in den Wenkbach oder versickerte im Erdreich, was wiederum die Brunnen mit Schadstoffen belastete. Jetzt hatte die Gemeinde die Möglichkeit, sich an die geplante Kreiswasserleitung, Wasser aus Allendorf, anzuschließen und sie wurde auch aktiv. Nach Verhandlungen und Planungen mit dem „Wasserverband Mittelhessische Wasserwerke“ in Gießen wurde 1955 ein Vertrag mit dem Landkreis Marburg geschlossen, zum Bau der Wasserleitung in Wenkbach. Die Bauarbeiten gingen zügig voran und konnten 1956 abgeschlossen werden. Jetzt waren die Brunnen im Dorf überflüssig und hatten ausgedient. Die Wenkbäcker brauchten jetzt nicht mehr das Wasser für Mensch und Vieh mit Eimern von ihren eigenen Brunnen oder von den Dorfbrunnen zu holen, denn sie hatten fließend Wasser in den Küchen und auf den Höfen für das Vieh. In den Viehställen wurden Tränken eingebaut und die „Wassereimer-Bänke“ in den Häusern hatten ausgedient.

Lebenserinnerungen der Else Amsler

von Otto Weimar

Elisabeth (Else) Amsler, geb. 25.09.1899 in ihrer Heimatstadt Falkenau im Egerland, war verheiratet mit August Amsler, geb. 19.12.1892, Lehrer in Roth von 1946 bis 1954.

Aus ihren 40-seitigen Lebenserinnerungen: Bei meinem Aufenthalt in Troppau 1923, in Schlesien, war ein Lehrer, der neben der Schule auch das „Jugendheim Lippin“ betreute. Der Lehrer, der übrigens später mein Mann – und und durch den ich dann Heimmutter wurde, veranstaltete öfters sonntags Kulturnachmittage. Jeden Sonntag waren wir im Heim beschäftigt, hauptsächlich mit Singen. Ich war 10 Jahre hindurch, bis zur „Austreibung“ (Vertreibung) mit Singen beschäftigt, in der Schule bei meinem Mann und im Heim. Diese Zeit war eine der schönsten meines Lebens.

Als der Krieg immer näher rückte und an der Oder schon die Kanonen donnerten, saßen die Kinder im Heim mit mir wie die Küken bei der Henne um den warmen Kachelofen herum. Ich spielte auf dem Harmonium, das eine kleine Orgel war, Choräle und die Kinder sangen eifrig mit. Schlesien war meine Heimat geworden. Als ich im Winter 1945 das Bündel schnürte und ins Egerland mit meiner Mutter zurückmusste, wollte ich noch ein Lied singen, aber es brach mir die Stimme.

In meiner alten Heimat Falkenau hatten wir ein winziges Stübchen in meinem Elternhaus als vorübergehende Bleibe gefunden. Wir waren jetzt vogelfrei und hatten kein Vaterland mehr. Wir bekamen gelbe Armbinden und durften nicht auf dem Gehsteig gehen. Abends um 8 Uhr mussten wir zuhause sein. Ich ging nur raus, wenn es unbedingt sein musste; wir hungerten und es fielen Bomben. Meine Mutter hatte sich zu allem Unglück auch noch den „Beinhals“ gebrochen und musste ins Krankenhaus. Wir zwei waren verlassen, hungrig und arm wie eine Kirchenmaus. Meine Mutter starb 3 Wochen vor meiner Aussiedlung; sie war froh, auf diese Weise in der Heimat bleiben zu können. Nach kurzer Zeit bekam ich abends einen Zettel mit der Aufforderung, mich am nächsten Tag um 8 Uhr in meiner früheren Schule einzufinden, dort war ein Strohlager hergerichtet. Nach einigen Tagen wurden wir auf Lastwagen verladen und zum Bahnhof transportiert, wo wir in Vieh-Waggons verfrachtet wurden. Als ich zum letzten Mal den Turm unserer

Kirche sah, in der ich getauft und getraut worden war, kam ich auf sonderliche Gedanken. Da stand ich nun mutterseelenallein, die Mutter war ja gestorben und von meinem Mann wusste ich nichts, und fuhr einer ungewissen Zukunft entgegen. Eigentlich hätte ich verzweifeln müssen, aber dann dachte ich an den lieben Gott, er wird mir helfen. So fuhr ich denn in einem Waggon, an dem außen stand „40 Mann oder 6 Pferde“ ins Ungewisse durch das zerbombte Eger. Wir waren schon in Bayern, da sah ich einen kahlen Baum stehen, der als Schmuck hunderte von gelben Armbinden hatte, die wir daheim hatten tragen müssen; ich lachte und fing leise zu singen an. Wir wurden in einen bayrischen Zug umgeladen. Mein heimlicher Wunsch: „Ich will nach Marburg, um mich dort mit meinem Mann zu treffen.“ Um mich zu vergewissern, ging ich nach vorne zur Maschine und da stand „Marburg Lahn“. Ja es gibt heute noch Wunder.

Nach tagelanger Fahrt waren wir dort, als ich hinauschaute, war ich bezaubert von dieser herrlichen Stadt. Die über 70-jährigen wurden zuerst eingeladen und kamen auf den Frauenberg. Dort war ein Gasthaus zu einem Altersheim umgewandelt worden. Wir übrigen wurden auf Bauernwagen verladen und kamen in den Ebsdorfer Grund. In der Schule eines Dorfes wurden wir aufgestellt und verteilt (wie Sklaven), ich stand als letzte da, wahrscheinlich erschien ich ihnen für die Arbeit zu schwach. Um Mitternacht, todmüde, ging ich mit einem Mann an das Haus, das für die nächste Zeit meine Bleibe sein sollte. Es war ein langer Weg und wir klopfen endlich an. Es rührte sich lange nichts und ich fing an leise zu singen: - „*Wer klopft an, - ach zwei gar arme Leut, - was wollt denn ihr - wir suchen Herberg heut*“ - ... Endlich kam die Hausfrau und ich wurde in ein Hinterzimmer geführt. Ich war so voller Dankbarkeit, weil ich wieder ein freier Mensch war.

Später kam ich dann nach Wolfshausen und bekam ein verunkrautetes Stückchen Land. Welch eine Freude war es für mich, als die ersten Blümchen sprießten und ich ein paar Erbsen ernten konnte. Endlich kam mein Mann, das wird wohl jeder verstehen, welche Dankbarkeit und Freude mein Herz erfüllte. Er bekam später eine Lehrerstelle im Nachbar-Ort. Wir gingen ungern von Wolfshausen weg. Ich hatte dort für Klavier- und Harmonium-Stunden einige Le-

bensmittel bekommen. In Roth, so hieß der Ort, bekamen wir eine kleine Wohnung im Schulhaus, es waren schon Heimatvertriebene einquartiert. Wir hatten wenig Möbel, keine Vorhänge und Teppiche, aber eine wunderbare Akustik in den Zimmern. Da wir unsere Musikinstrumente verloren hatten, fehlte uns natürlich etwas. Wir kauften uns eine alte Gitarre um 50 Mark, das war damals viel Geld und wir spielten und sangen in unseren halbleeren Zimmern. Die Leute sagten oft „Wie können nur die Vertriebenen so viel singen, wir würden nur weinen.“ - In der Schule durfte ich auch beim Musikunterricht mithelfen. Mein Mann und ich sangen mit Gitarrenbegleitung Lieder vor, da sagten die Kinder: „Herr und Frau Amsler könnten im Rundfunk singen, da könnten sie sich etwas Geld verdienen.“

In Roth waren ein Gesangverein und Kirchenchor, ein hochmusikalischer Dirigent, Hans Leinweber, der uns wohlgesinnt war, auch ich sang dort mit. - Marburg wäre mir fast eine dritte Heimat geworden, diese herrliche Stadt konnte einen bezaubern, die wunderbare Elisabethkirche, das Schloss, es lohnt schon eine Reise nach Marburg.

Abschied aus Roth 1954/55: Als ich das letzte Mal an der Stadt vorbeifuhr, hat mir das Herz wehgetan. Ehe ich von Hessen Abschied nehme, fällt mir noch etwas ein, das mit Singen zu tun hat. Im Schulhaus in Roth war noch eine sehr nette Lehrerfamilie, die Frau namens Himmelmann überließ mir ihr Klavier, weil bei ihnen niemand mehr spielte, das war herrlich. Aber eines Tages zog sie weg und nahm das Klavier natürlich mit. Da kamen einmal zwei vierschrotige Männer und wollten das Klavier abholen, ich konnte es nicht lassen und spielte noch einige meiner Lieblingslieder, u.a. „Die Himmel rühmen ...“ Auf einmal sang der eine mit voller Stimme mit, er hätte Opernsänger sein können. Die Lehrersfrau weinte vor Rührung und dachte, das wäre ein von uns geplantes Abschiedslied gewesen, dabei war es eine reine Improvisation. Das Schicksal schenkt uns doch manchmal eine kleine Sternstunde.

Als wir nach Freising kamen, mutete es uns etwas heimatlich an. Wenn ich mit meinem kranken Mann an der Isar spazieren ging, wandelte sich in unserer Vorstellung die Isar in die Eger, unseren Heimatfluss, um. – Unsere Bücher waren noch in achtzehn „Ami Schachteln“ untergebracht und suchten noch eine Bleibe. Im

Möbelhaus Schramm habe ich dann etwas bestellt, um die Bücher unterzubringen. Nebenbei fragte ich die Tochter Irmgart wo ich Anschluss zum Singen finden könnte, sie schnappte mich gleich für den „Sängerhort“ und ich wurde freundlich aufgenommen. – Als mein Mann, nach langer schwerer Krankheit verstorben war, er hatte „Schüttel-Lähmung“, bin ich so erledigt gewesen und wäre wohl auch dahin gegangen, wenn der Arzt mir nicht eine Kur, wegen meines Gallenleidens in Bad Mergentheim verordnet hätte. Ich wollte nicht, doch der Arzt hat mich dann doch überredet, er meinte „Dort sind auch Kranke“. Es war im Mai 1960, ich fand einen Arzt aus dem Egerland, der mich betreute. Das alte Städtchen bezauberte mich und noch mehr die Musik bei den Kurkonzerten.

Anhang: Als ich geboren war und heranwuchs, war das Sudetenland noch ein Teil „Alt-Österreichs“. Ich war also zuerst eine Österreicherin, dann wurde ich Tschechoslowakin, hier nach Reichsdeutsche, dann ein Jahr vogelfrei. Nach der ‚Austreibung‘ Hessin, dann Schwäbin (Memmingen), zuletzt bin ich Bayerin. Von hier gehe ich nicht mehr weg, denn ich habe auf dem Waldfriedhof eine Heimstätte und hoffe, dass ich schön eingesungen werde.

Das Singen musste ich zu meinem größten Schmerz aufgeben, da ich wegen meiner starken Sehbehinderung die Noten nicht mehr lesen kann. Ich kenne fast alle Volkslieder auswendig, aber die Kirchenlieder leider nicht alle, jedoch ganz unterkriegen lasse ich mich nicht. Wenn mir die Decke auf den Kopf zu fallen scheint, stelle ich mich hin und singe, das gibt mir neue Kraft und das Bedrückende fällt von mir ab. Das Singen gehört zu meinem Leben, wie der Atem und der Herzschlag.

Dies alles habe ich nicht nur der schönen Erinnerung wegen geschrieben, sondern weil ich viele Menschen zum Singen und Musizieren anregen will, damit sie so viel Freude und Kraft wie ich daraus schöpfen mögen. In Dankbarkeit danke ich allen Menschen, die mir zu meinem Glück geholfen haben.

Nachbemerkung von Otto Weimar: Ich habe die Lebenserinnerungen der Else Amsler verkürzt wiedergegeben.



Alte Apfelbäume auf einer Streuobstwiese bei Fronhausen: eine Erinnerung an die große Bedeutung, die der Obstbau für die Ernährung der Bevölkerung hatte (Foto Katharina Müller)

Bücherschau

Jahrbuch 2020 Landkreis Marburg-Biedenkopf. Rekom-Verlag Wetzlar 2019, 272 S., zahlr. Abb. Im aktuellen Kreisjahrbuch habe ich S. 229-232 über das Notizbuch des Georg Seip aus Hermershausen (1686-1769) berichtet, der 1733 zum Baumgärtner in den Gerichten Reizberg und Caldern bestellt wurde. Darin finden sich neben zahlreichen Angaben zu Wetter, Erdbeben, Kriegsfolgen und politischen Ereignissen auch umfangreiche Notizen zu Pflege, Anpflanzung und Veredlung der Obstbäume. Eine erste große Pflanzaktion galt 1735 der Bepflanzung der Straße zwischen Hermershausen und Allna; dabei seien zunächst auf jeder Straßenseite 14 Mahlsteine gesetzt und danach die Obstbäume gepflanzt worden, wobei die Bäume und damit auch ihr Ertrag den Anrainern gehören

sollten. Bemerkenswert ist, dass er sich auch mit der Pflanzung und Pflege von Mirabellen, Aprikosen, Pfirsichen, Maulbeeren und Spanischen Kirschen beschäftigte. Aus seinen Aufzeichnungen ersehen wir eindrücklich, dass nicht erst im 19. Jahrhundert der Obstbau intensiviert wurde, als überall in den Dörfern Baumschulen und Streuobstwiesen angelegt wurden, um die Versorgung der Bevölkerung mit vitaminreichen, über Winter lagerfähigen Früchten zu verbessern und die Auswirkungen der Notzeit im Vormärz vor der Revolution 1848 zu lindern, in der große Teile der Bevölkerung so verarmten, dass sie Brot aus gemahlene Eicheln, Weißdornbeeren (daher „Mehlbeeren“) oder sogar mit Dachstroh gestrecktem Mehl backen mussten, um den ärgsten Hunger zu stillen. SB